

Hans-Günter Marcieniec

**Das Problem des Allgemeinen und des Besonderen
– gewonnen aus einem literarischen Beispiel.
Zugleich ein Versuch über die I d e n t i t ä t.**

Inhaltsverzeichnis

Das literarische Beispiel	S. 2
Die Ring-Parabel vollständig, d.h. gewissermaßen auch „von rückwärts“ gelesen	S. 4
Vom notwendigen Sicherwerden in der eigenen Geschichtlichkeit	S. 7
Der Schichten-Aufbau menschlicher Identität	S. 8
Reale Umstände und Bedingungen, die zur Bildung der äußeren Schichten von Identität unerlässlich zu sein scheinen	S. 9
„Leitkultur“ – ein aus parteipolitischen Taktiken in Verruf gebrachter Begriff	S. 10
Das Recht auf die konkrete menschliche Situation	S. 12
Konstituierende Bestandteile des gängigen Identitätsbegriffs	S. 15
Die „Nation“ – ein fragwürdig gewordener Begriff für eine im Grunde unerlässliche, notwendige Wirklichkeit	S. 17
Die Frage nach d e m B e s o n d e r e n deutscher Sprache – und deutscher Nation	S. 19
Das Phänomen „Heimat“ – und seine Bedeutung für die Identität des Menschen	S. 22
Gedankenblitze zur „Nation“ und zum „Nationalen“ : eine A u f g a b e , und zwar zur Abschaffung und Bewahrung zugleich, also zur Auf - hebung	S. 24
Das Einzelne, Besondere, Bestimmte – oder anders : das geschichtlich Gewordene und Entfaltete – und das Allgemeine	S. 26
Die „religio“ – der Kern aller wahren Identität	S. 28
Meister Eckhart und die menschliche Identität	S. 30
Das Allgemeine und das Besondere beim Pseudo-Areopagiten	S. 31
Abschließend zurück zur Wahrheit in der Ring-Parabel des „Nathan“	S. 33
Das eigene geschichtliche Dasein und dessen Vollendung – gewissermaßen „die Luft zum Atmen“ für dessen Überwindung in Form von Auf - hebung	S. 35
Das Ende der Lessing’schen Ring-Parabel im „Nathan“	S. 37
Die drohende Gefahr für das Besondere, Individuelle, geschichtlich Gewordene - von vielen noch zu wenig gesehen und erkannt - und damit für dessen existenz-notwendige Identität. Ein mahrender Ausblick.	S. 38
Literaturverzeichnis	S. 40

Das Problem des Allgemeinen und des Besonderen – gewonnen aus einem literarischen Beispiel. Zugleich ein Versuch über die I d e n t i t ä t.

Das literarische Beispiel

Lassen Sie mich diese Problematik an einem berühmten Beispiel veranschaulichen, indem ich es a u s ihm gewinne. Es handelt sich dabei um das Gespräch zwischen Nathan, der Titelfigur des „dramatischen Gedichts“ von Gotthold Ephraim Lessing, und Sultan Saladin.

Nathan, ein Jude, als weise bei allen Menschen im ganzen Lande bekannt, als solcher gelobt, bewundert und – geliebt; Saladin, Sultan, also ein mohammedanischer Herrscher, etwa einem König unseres Kulturkreises vergleichbar.

Dieser Saladin verfügt über die bei Herrschern nicht eben häufige Tugend, auch die eigene Position zu hinterfragen. Und nicht nur seine Position als Herrscher, sondern auch diejenige seiner Religion, des mohammedanischen Glaubens. Er möchte von Nathan, der, wie gesagt, als weise gilt, wissen : Welche von den drei - Islam, Christentum, Judentum - ist die richtige, ist die w a h r e Religion.

Ich zitiere im folgenden einige Passagen aus dem 5. und 7. Auftritt des 3. Aufzuges des dramatischen Gedichts.

Saladin zu Nathan :

„Ich heische deinen Unterricht ...

... Da du nun

So weise bist : so sage mir doch einmal –

Was für ein Glaube, was für ein Gesetz

Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Nathan :

Sultan,

ich bin ein Jud‘.

Saladin :

Und ich ein Muselmann.

Der Christ ist zwischen uns. – Von diesen drei

Religionen kann doch eine nur

Die wahre sein. – Ein Mann, wie du, bleibt da

Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt

Ihn hingeworfen : oder wenn er bleibt,

Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.

Wohlan ! so teile deine Einsicht mir

Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen

Ich selber nachzugröbeln, nicht die Zeit

Gehabt. Laß' mich die Wahl, die diese Gründe

Bestimmt, - versteht sich, im Vertrauen - wissen,

Damit ich sie zu meiner mache. Wie ?

Du stutzeest ? w ä g s t mich mit dem Auge ? – Kann

Wohl sein, daß ich der erste Sultan bin,

Der eine solche Grille hat; die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. ...
... Denk nach.
Geschwind denk nach ! Ich säume nicht, zurück-
Zukommen“

Nathan beschließt in der Pause, die ihm gegeben, dem Sultan, kommt er wieder, die uns allen bekannte Ring-Parabel zu erzählen. Von einem Ring mit Zauberkraft, der seinen Träger vor Gott und den Menschen „angenehm“ machte. Der Eigentümer des Ringes verfügte nun vor seinem Tode, der Ring solle jeweils d e m j e n i g e n der Söhne überlassen werden, der dem Vater der l i e b s t e sei.

Das ging Generationen lang auf diese Weise gut. Bis der Ring an einen Vater von drei Söhnen kam, die ihm alle drei gleich lieb waren, so daß er sich nicht zu entschließen vermochte, welchem von den dreien er den Ring vererben sollte. In seiner Herzens- und Gewissensnot verfiel er auf folgenden Ausweg : er brachte den Ring zu einem Künstler mit dem Auftrag, zwei Ringe nach dem Muster des echten Rings herzustellen. Diese beiden Nachbildungen nun werden dem Original schließlich dermaßen ähnlich, daß selbst der Vater den echten Ring nicht mehr von den nachgemachten zu unterscheiden vermag.

Vor seinem Tode ruft er seine Söhne, getrennt und einzeln, zu sich, übergibt jedem e i n e n Ring und ermahnt ihn, dem Anspruche des Rings gemäß zu leben. Nach des Vaters Tode kommt jeder der drei Söhne, weist seinen Ring vor und verlangt, der Tradition gemäß als Träger dieses einmaligen Ringes der Fürst des Hauses zu sein. Es kommt darüber zum Streite.

Doch nun zurück zum Text.

Nathan :
... der rechte Ring war nicht
erweislich; – ...
... Fast so unerweislich, als
Uns jetzt – der rechte Glaube.

Saladin :
Wie ? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage ? ...

Nathan :
... Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getraut zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin :
Die Ringe ! – Spiele nicht mit mir ! – Ich dachte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis‘ und Trank !

Nathan :

Und nur von seiten ihrer Gründe nicht. –
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte ?
Geschrieben oder überliefert ! – Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden ? – Nicht ? –
Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel ? doch der Seinen ?
Doch deren Blut wir sind ? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben ? die uns nie enttäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war ?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als du den deinen glauben ? Oder umgekehrt. –
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen ? Oder umgekehrt.
Das nämliche gilt von den Christen. Nicht ? –

Saladin (für sich) :

(Bei dem Lebendigen ! Der Mann hat recht,
Ich muß verstummen.)

Die Ring-Parabel vollständig, d.h. gewissermaßen auch „von rückwärts“ gelesen

Was für die Frage nach der richtigen bzw. wahren „Religion“ aus dem zuvor zitierten Beispiel hervorgeht, ist ja leicht erkennbar, nämlich : Da die Erkenntnis Gottes für ein irdisches, unvollkommenes und vergängliches Wesen, wie es der Mensch ist, n i e r e i n, sondern immer nur durch die irdische Brille, nur aus der Zuständlichkeit und Befindlichkeit des Erkennenden zu erfolgen vermag – w e i l das so ist, kann das jeweilige Ergebnis des Erkenntnisversuchs der Wahrheit niemals diese selbst sein. So wie Immanuel Kant es sagte : Wir haben beim Versuch, die Wahrheit zu erkennen, immer nur deren E r s c h e i n u n g vor uns, niemals das „Ding an sich“. Immer ist die Wahrheits-Erkennnis abhängig von der jeweiligen Beschaffenheit des erkennen-wollenden Menschen – sowie von den U m s t ä n d e n, u n t e r bzw. i n denen er lebt. Vom Ort, an dem sich sein Leben abspielt, von der bestimmten Ordnung menschlichen Zusammen- und Miteinanderlebens, von den Sitten, die man sich über lange Zeiten gegeben hat. Alles d a s sieht man immer, bewußt oder unbewußt, in die höchste, die allgemeingültige Wahrheit, in Gott, hinein. Wodurch die Erkenntnis dieser Wahrheit verzerrt – und damit verfälscht wird. Die Wahrheit, Gott - so könnte man sagen - wird je nach Ort und Zeit und gewissermaßen unter der Hand vermenschlicht.

Was man also üblicherweise als „Religion“ bezeichnet, ist demzufolge nicht „Gott“, sondern eine bestimmte, geschichtlich bedingte Art und Weise, ihn zu sehen und zu verehren. Wiewohl das wiederum nicht bedeuten muß, daß Gott - als das menschliche Erkenntnis-Objekt - nicht existierte bzw. - bedenkt man die ontische Qualität - n i c h t s e i.

Gott ist also für den Menschen in der Religion – aber er ist, von welcher Religion auch immer, von ihr nicht absolut erfaßt – auch nicht in einer sog. Offenbarung. Da eine solche, vielleicht noch nicht so sehr beim Empfang, aber beim Versuch, sie zu verkünden, mit menschlichen Fähigkeiten und Worten ausgedrückt werden muß.

So weit, so gut. Damit, so könnte man meinen – und so hat man in aller Vergangenheit bei der sog. Interpretation der Lessing'schen Dichtung zumeist gemeint – damit sei alles, was dieses dramatische Gedicht uns zu sagen habe, erkannt, sei die Wahrheit dieser dichterischen Aussage erschlossen.

Wir dagegen glauben, nein : wir wissen, daß das nicht so ist. In dieser Dichtung steckt mehr, steckt ein umfassenderer Humanismus, als jeder einseitige Blick ihn sieht, man muß sie nur in ihrer ganzen Vielschichtigkeit lesen .

Zum Beispiel des Sultans Frage nach der wahren Religion, nach dem wahren Allgemeinen, wird hier zweifelsohne damit beantwortet, daß die Geschichte, d.i. das Verstricktsein des Menschen in tausend Besonderheiten, die Erkenntnis der Wahrheit unmöglich mache.

Nathan spricht vom Geschichtlichen, von der geschichtsbedingten menschlichen Existenz. Und obwohl er sie als etwas Eingeschränktes und Einschränkendes, eben nicht als das Allgemeine, sondern als etwas Besonderes, Besonderndes erkennt – und auch kritisch so benennt, spricht er davon nicht in Form eines Anathemas. Eigentlich müßte die Folge seiner Erkenntnis beim Aufklärer Lessing/Nathan abgrundtiefe Enttäuschung, müßte Frustration sein – und in der Folge davon eine Absage, ein Verdikt an die Geschichte. Vielleicht der Versuch eines Aussteigens aus ihr – weil sie die höchste Wahrheitserkenntnis verhindert.

Stattdessen verurteilt er die Geschichtsgebundenheit des Menschen nicht, sondern akzeptiert sie. So wie er, Lessing, in seiner damaligen Abhandlung von der Erziehung des Menschengeschlechts – obwohl er das anzustrebende Ziel klar und unverrückbar vor Augen hat – jede Übereilung als gefährliches Schwärmertum abtut. Auch hier, im „Nathan“, verurteilt er nicht, er deckt nur auf. Der Feststellung, daß wir alle unseren Vätern Treu und Glauben schenken, folgt nicht etwa die Aufforderung, aus diesem Zustand auszusteigen, uns von dieser Fessel freizumachen (was übrigens gar nicht ginge, weil man bei dem Versuch, aus seiner eigenen Geschichte, d.h. aber aus einem besonderen Überlieferungszusammenhang und dessen Deutung, auszusteigen – ungewollt in einen anderen hineingeriete, da dem Menschen eine Total-Isolation von irdischen Bedingungen unmöglich ist.)

Die geschichtliche Besonderheit ist ein der menschlichen Existenz zugehöriges Faktum. Es ist zu akzeptieren. Nicht, um für alle Ewigkeit dabei zu bleiben, sondern um das jeweils Besondere auf eine in ihm angelegte Vollendung hinzutreiben, so daß es sich als dieses Besonderen nicht nur gewiß und sicher ist, sondern sich auch als dieses Besondere in seiner Vollendung und zugleich Begrenztheit bewußt wird. Um dann, nachdem es selbst keinen uneingelösten Anspruch mehr aus sich zu erheben vermag – um dann, notwendig, über sich selbst hinauszufragen und zu -drängen.

Statt einer Absage an alles Geschichtliche läßt Lessing den weisen Richter die drei Söhne auffordern, innerhalb ihrer eigenen Geschichte, ihrer eigenen Gegebenheiten, sich so zu verhalten, als vermöchte durch ihr vorbildliches Verhalten innerhalb ihres Bedingungsgefüges die Zauberkraft ihres Ringes wirksam zu werden.

Es ist also eigentlich, das sei wiederholt, um es sich nachhaltig klarzumachen, zuerst einmal gar nicht die Frage nach dem „richtigen“ Gott, die hier gestellt ist - denn „Gott“, so es ihn denn gibt, ist jeglicher Frage nach richtig oder unrichtig enthoben, er ist, von allen menschlichen Fragen unabhängig, überall und zu allen Zeiten ein und derselbe, sonst wäre er nicht „Gott“ - sondern es wird im Grunde nach dem Menschen und nach seinem Verhalten gefragt - und das trotz und in seiner geschichtlich gebundenen Besonderheit - nach einem Verhalten, das Gott, das höchste Allgemeine, glauben machen könnte. So - wie es Goethe dann in seiner Hymne „Das Göttliche“ ausdrückte : „Heil den unbekanntem / Höhern Wesen, / Die wir ahnen ! / Ihnen gleiche der Mensch, / Sein Beispiel lehr uns / Jene glauben !“

D.h. „Religion“ hat, einerseits, natürlich etwas mit der Sehnsucht des Menschen, mit dem - ihm infolge seiner Geschöpflichkeit eigengearteten - Bedürfnis nach „Rückbindung“, d.i. „religio“, zu tun, zumindest sollte sie es, wo immer von ihr, der Religion, gesprochen wird. Und ist, so gesehen, unabhängig von Fragen wie Einzelheit, Individuum, Geschichte, Vielheit und - Allgemeinheit und deren Verhältnis zueinander.

Andererseits jedoch müssen wir zur Kenntnis nehmen, daß Religion - so Nathan/Lessing - ein geschichtliches Phänomen ist. Was wiederum nicht bedeutet, daß der Adressat der Rückbindung, Gott, selber ein geschichtliches Produkt sei. Sondern es bedeutet, daß von seiten des Rückbindung-Suchenden, -Verlangenden, also von seiten des unvollkommenen Menschen, Gott in der Weise aufgefaßt wird, wie es dem Menschen auf Grund seiner eingeschränkten Erkenntnisfähigkeit überhaupt - und zusätzlich auf Grund seiner historischen Bedingtheiten nur möglich ist.

Das, was man normalerweise mit „Religion“ meint, ist ein von der Geschichte beeinflusstes Phänomen. Sie ist, so gesehen, eine bestimmte Art und Weise, Gott zu sehen, und ist die Art, ihn zu verehren - eben so, wie es bei der „Allgemeinheit“, einer Großgruppe von Menschen, einer Religions - Gemeinschaft üblich ist.

Da ergeben sich ähnliche Probleme, wie sie bezüglich anderer Themen zwischen einzelnen Staatsbürgern und dem Staat, zwischen Individuum und Gesellschaft entstehen. Wieviel Glauben kann ich Einzelner der Großgruppe, dem, was sie vertritt, schenken ? Vertritt sie das, was die Wahrheit genannt werden kann ? Muß ich ihr nicht mit Mißtrauen begegnen ? Muß ich mich als Einzelner nicht eher von ihr und ihrem Einfluß freihalten ? Muß ich die Wahrheit nicht jenseits von ihr suchen ? Kann ich als Einzelner nicht viel besser, unbeschwerter, nur der sog. Wahrheit direkt verpflichtet, existieren ? Vermag ich aber, gewissermaßen als freischwebender Einzelner, überhaupt zu existieren ? Oder ist die Gemeinschaft, die irdische Allgemeinheit für den Einzelnen nicht doch so etwas wie ein Wurzelboden, eine notwendige Existenz - Grundlage ?

Des Menschen Gottesbild ist geschichtlich bedingt. Und da die Menschheit auf dem Erdball von altersher in Gruppen zerteilt ist, deren jede ihre eigene Geschichte hat, gibt es möglicherweise, da alle Menschen immer nach „Gott“ gefragt haben, so viele Religionen, wie es menschliche Geschichten gibt. D.h. das Ziel, über die gestellte Frage nach der richtigen Religion möglichst zu einer Religion für alle Menschen zu kommen, hat es mit den gleichen Problemen zu tun wie jeder Versuch, aus der Vielheit des Besonderen eine Allgemeinheit werden zu lassen.

Denn : Alles ist immer nur möglich von innerhalb der eigenen Geschichte. Man mag mit dieser Erkenntnis nun glücklich sein oder nicht, die Nase rümpfen oder nicht. Es wirkt

zwar immer sehr edel und geistig überlegen – und mag sogar ehrlich und gut gemeint sein, den Menschen dazu aufzurufen, seine Beschränktheiten doch bitte zu überwinden, am besten sie ganz hinter sich zu lassen – unter dem durchaus richtigen Hinweis darauf, daß aus einem engen, nur auf die eigene Zuständlichkeit beschränkten Horizont immer wieder Unverständnis für die Anderen, Streit, Hader, Krieg, Mord und Totschlag entstanden sind. Nur : der Weg a u s diesen tausendfachen Irrverhalten führt n i c h t über die Aufgabe oder gar Zerschlagung der geschichtlichen Besonderheiten h i n w e g , nicht um sie und die einzelne Geschichte, das geschichtlich Gewordene h e r u m , sondern nur d u r c h diese hindurch. So wie es auch Heinrich von Kleist sinngemäß in seiner bekannten tief sinnigen, essay-artigen Erzählung „Über das Marionettentheater“ sagte.

Was auch immer einzelnen Menschen hie und da mittels der seelisch-geistigen Leistung wahrer Toleranz gelingen mag – das kann, leider, nicht von der Mehrheit der Menschen erwartet werden. Aber diese Mehrheit, übrigens durchaus ehrenwert-normaler Menschen, existiert, sie hat Gewicht. Und ein Fortschritt in der gesamten Menschheitsentwicklung ist nur m i t , nicht g e g e n sie möglich.

Vom notwendigen Sicherwerden in der eigenen Geschichtlichkeit

Mit anderen Worten : es geht um die A k z e p t a n z der eigenen Bestimmtheit, der eigenen Geschichtlichkeit – allerdings bei g l e i c h z e i t i g e m Erkennen dieser Besonderheit a l s e i n e r s o l c h e n . Und schließlich, daraus hervorgehend und mit ihr verbunden, die weitere Erkenntnis von der Existenz anderer Besonderheiten, als die eigene es ist. Von deren gleichem Recht, ja : von ihrer Notwendigkeit. Nur nach einem, die Selbstkritik einschließenden S i c h e r w e r d e n in der eigenen Geschichtlichkeit – werden die persönliche Bereitschaft, die charakterliche Lockerheit und die innere Freiheit gewonnen, sich anderen geschichtlichen Besonderheiten zu öffnen. Das ist ein langer Weg, und der muß geduldig und Schritt für Schritt gegangen werden.

D.h. erst dann, wenn ich ganz ich selbst geworden bin, als der so und so Besondere, der Mensch XY, Bewohner der Stadt oder des Ortes soundso, der Bayer, Sachse o.a., der Deutsche, Afghane, Venezolaner o.a., Bewohner der nördlichen oder südlichen Hemisphäre unserer Erde etc. – wenn ich die äußere wie innere Freiheit fand – und den Mut, derjenige ganz Bestimmte, im Vergleich mit allen anderen unverkennbare Eigene, ein Unverwechselbarer, ein Un-geteiltes, nämlich ein In-dividuum zu sein – erst wenn ich mich in mir selbst gefunden habe, mich deutlich von allen anderen unterscheide und – mir auch dessen als eigenwertig bewußt bin; wenn ich mir meiner selbst gewiß und sicher geworden bin, meine Identität, nämlich das Gleichsein mit mir selbst gewonnen habe, das Mit – sich – selbst – im reinen – sein – nur d a n n , und das mutet wie eine Paradoxie an, ist aber gerade die L ö s u n g aller Widersprüche zwischen mir und anderen, zwischen dem Besonderen und dem irdischen Allgemeinen – nur d a n n vermag ich auf der Grundlage der in mir selbst gefundenen Sicherheit - und angstfrei hinsichtlich des Verlustes meines Selbstwerts - mich jedem a n d e r e n zu öffnen. Eine Tatsache, von der Psychologie und anderen um die Erforschung des Menschen bemühten Wissenschaften längst erkannt, aber in der Praxis immer noch zu wenig beachtet und umgesetzt.

Aber diese Sicherheit entsteht in Gänze nicht nur in mir selbst, nicht nur als von den Umständen unabhängige Identität. Fast ebenso wichtig für die Gesamt-Identität des Einzelnen ist d a s , was Nathan „die Geschichte“ nennt. Sind die Umstände, in die ein Mensch hineingeboren wird, in denen er lebt. Bei alledem handelt es sich um ein G r u n d g e s e t z

menschlicher Existenz. Wie seltsam, ich sagte das bereits, daß dieses immer noch von vielen nicht gesehen und nicht erkannt wird. Zum Nachteil und zum Schaden für alle.

Sicherheit gewinnt der Einzelne also nicht nur aus sich selber (welches ganz und gar der Kern innerster Sicherheit sein könnte – das soll im weiteren Verlauf noch dargelegt werden). Er gewinnt Selbstsicherheit nicht nur aus der möglichen Vollendung seines individuellen So-Seins, seiner eigenen Besonderheit, sondern auch aus der Teilhabe und der Teilnahme an Gruppenformen. Z.B. einer Partnerschaft, einer Familie, an einer Arbeitsgruppe, einem Verein, einer örtlichen Gemeinschaft, der Zugehörigkeit zu einer Region und – an einer staatlichen oder anderen Großgemeinschaft, im Regelfall einer „Nation“ oder „Ethnie“ – oder wie auch immer benannten Großgruppe.

In Wörterbüchern werden Begriffe wie „Nation“ und „Volk“ einer durch den anderen erklärt. „Ethnie“ taucht als Stichwort in den meisten der bisherigen Wörterbücher gar nicht auf, ist eine wissenschafts-sprachliche Neubildung, abgeleitet vom griechischen Wort „ethnos“ – das Volk.

Im Grunde ist immer gemeint: eine Gruppe, Schar, Menge von Menschen, die zusammen, miteinander leben und sich aus irgendwelchen bestimmten Gründen als zusammengehörig fühlen.

So kommt es also immer auf die Definition des Begriffs-Inhaltes an, weniger auf das dafür gewählte Wort.

Der Schichten-Aufbau menschlicher Identität

Für unser Thema wesentlich: in ihnen, den nach ihrer Größe sich ab- bzw. aufstufenden Gemeinschaften, findet der Einzelne sich selbst in all den anderen ihrer Mitglieder in irgendeiner Beziehung wieder, findet er die Vollendung seiner Identität.

Man könnte – und ich verwende dieses veranschaulichende Bild gern – von einem „Zwiebel-Aufbau“ der Gesamt-Identität des Einzelnen sprechen: Schicht auf Schicht bzw. Haut auf Haut legt sich in ihm aufeinander, vom innersten Kerne des Selbstbewußtseins und -wertgefühls ausgehend, sich immer weiter anreichernd und stützend – bis hin zur sog. nationalen Identität und, weiter, zur kontinentalen und Welt-Identität. Wobei es durchaus wichtig wäre, daß möglichst jede Schicht vorhanden und ausgebildet und „gesund“ ist. Ein solcher Zustand ist zwar selten vollständig gegeben, weil ein Ideal-Zustand – doch wir wissen, welche Störungen sich im Persönlichkeits-Gefüge des Einzelmenschen daraus zu ergeben vermögen, wenn auch nur eine dieser Schichten nicht normal gewachsen, sondern krank oder beschädigt ist – oder gar fehlt. Und wissen deshalb, wie wichtig es für jedes Individuum nicht nur, sondern für jede mit ihm zusammenhängende Großgruppe wäre, für einen möglichst „gesunden“ Zustand jeder einzelnen „Zwiebelschicht“ in dem Identitäts-Aufbau des Einzelnen Sorge zu tragen. Zuvorderst in allen Bildungs- und Erziehungseinrichtungen und -gegebenheiten, von den Eltern, der Familie über alle sich aufstufenden Schulen – und auch alle betrieblichen Organisationen.

Die Zwiebel-schichten der Identität sind besonders wichtig für den – wie Leibniz sagt – „gemeinen Mann“. Nur über den Weg der Beachtung der sog. äußeren Schichten der Identität wird von ihm, dem gemeinen Mann, eine nachhaltige Toleranz zu erwarten sein, und zwar weil sie ihm in Form der Befriedigung seiner täglichen Bedürfnisse „angewachsen“ sind.

Wer dagegen seine Identität in Gott findet, der vermag - wie Nathan und der Sultan - den direkten Weg zur Toleranz zu gehen.

Es geht aber darum, realistisch zu sein. Wozu eben auch gehört, von den sog. normalen Menschen - (dieser Ausdruck ist kein abwertendes Urteil, sondern entspringt dem Wissen, daß z.B. eine dem Nathan vergleichbare Haltung die Frucht eines langen Weges ist, für dessen Wahl und erfolgreiches Begehen es besonderer Umstände und Bedingungen braucht, über die nicht jeder verfügt. Z.B. einer gewissen materiellen wie geistigen Unabhängigkeit) - nicht mehr zu verlangen, als er zu geben fähig und in der Lage ist..

Reale Umstände und Bedingungen, die zur Bildung der äußeren Schichten von Identität unerlässlich zu sein scheinen

In letzter Zeit gehen im Streit einiger unserer Volksvertreter die Wogen hoch, insbesondere dann, wenn es um die Fragen im Zusammenhang mit Einwanderung von außerhalb in unsere Republik geht. Dabei werden als strittig immer wieder solche Fragen genannt wie : Was ist „deutsch“ ? Gibt es eine deutsche Kultur ? - eine deutsche Identität ? Sollen, ja müssen sich nichtdeutsche Einwanderer der deutschen Kultur, ja : Leitkultur anpassen ? etc.

Mich interessiert dabei nicht, wer es ist, der das oder dieses jetzt, wer dieses oder jenes früher oder später zu der einen oder anderen Frage geäußert hat - oder geäußert haben soll. Niemand hat die Meinungsfreiheit, noch dazu wenn sich mit ihr ehrliche Überzeugungen artikulieren, für sich gepachtet - kein Politiker, kein Meinungsmacher oder wer auch immer und welcher Couleur. Mir geht es nicht um die gezielte Auseinandersetzung bestimmter Menschen mit bestimmten anderen Mitmenschen. Mir als mündigem deutschen Staatsbürger geht es darum, in mir selber abzuklären, wie ich zu solchen strittigen Fragen und Begriffen stehe. Das will ich im folgenden versuchen.

Ich - meinem Namen Marcie niec nach - wie unschwer zu vermuten (ich erspare mir eine wie in solchen Fällen meistens fragwürdige etymologische Exkursion) vielleicht selbst der Nachkomme von Einwanderern in weit zurückliegender Zeit - ich bin sowohl dem Rechte nach ein Deutscher als auch, und das wohl noch entschiedener, dem Gefühle nach. Und ich betrachte diese Tatsache als Legitimation dafür, meine von solchen Fragen - wie den oben genannten - berührten Interessen zu artikulieren. Etwas, was ich jedem Menschen auf dieser Erde zugestehe und was ich, wird es von Angehörigen anderer menschlicher Gemeinschaften als der meinen artikuliert, einschränkungslos akzeptiere, genau so wie ich von ihnen erwarten darf, daß sie das in bezug auf mich akzeptieren.

Das Grundproblem, das sich im Zusammenhang mit dem soeben Gesagten stellt, ist das des Anerkennkönnens anderer. Ist im letzten die Anerkennung der Tatsache, daß es - unabhängig von der Gleichheit aller Menschen in ihrem Ursprung - Unterschiede der Formen von Bewältigung und Führung des Lebens gibt, so daß sie es im konkreten Vergleich miteinander als anders erfahren.

Dieses Anerkennenkönnen anderer wird erst möglich, wenn beide sich Begegnende wechselseitig auch als solche, d.h. als der jeweils andere, erkennbar werden. Jeder soll er selbst werden und sein, soll sicher in sich selbst werden – dann, nur d a n n wird er jeden anderen ertragen, weil der andere keine Gefahr mehr für ihn selbst darzustellen vermag. Wenn dagegen jemand sich selber zum Maßstab für andere machen will, also will, daß der jeweils andere so sein solle wie er selbst – dann ist das kein Beweis für seine Selbstsicherheit, für seine Sicherheit in sich selbst, sondern genau für das Gegenteil, mag es auch immer, wegen der Gewaltsamkeit, mit der es gefordert wird, wie größte Selbstsicherheit wirken.

Denn die Forderung, andere mögen so sein wie man selber, beweist das Fehlen der inneren Kraft, anderes, als man selbst ist, zu akzeptieren, weil es einem die Unfertigkeit seiner selbst – und damit die eigene Fehler- und Mangelhaftigkeit schmerzhaft bewußt werden läßt, zu der man ungern selber steht, weil man meint, die Vorhaltung eigener Unfertigkeit nicht ertragen zu können.

Es geht also darum, den Einzelnen in sich selbst bzw. seiner selbst sicher zu machen. Das geschieht sozusagen auf äußere Weise dadurch, daß der einzelne sich in einer intimen Lebensgemeinschaft geliebt und anerkannt fühlt. Daß dieser einzelne sich in einer Gruppe als deren anerkanntes Mitglied fühlen darf. Daß das sichere Gruppenmitglied sich in seiner G e m e i n d e aufgehoben und sich ihr zugehörig fühlen kann. Daß das sichere Gemeindemitglied sich als ein selbstsicheres R e g i o n a l-Mitglied empfindet. Daß das selbstsichere Regionalmitglied sich einer staatlich verfaßten S p r a c h g e m e i n s c h a f t, z.B. der deutschen, zugehörig fühlen darf. Daß der selbstsichere Deutsche o.ä. sich als überzeugter E u r o p ä e r, daß dieser sich, ohne innere Mühe und Zwang, sich als überzeugter W e l t b ü r g e r empfindet. So baut sich eines aufs andere auf, und es ergeben sich bereits Irritationen und Mangelerscheinungen, wenn e i n e der organischen Schichten im Selbstbewußtsein des Einzelnen fehlt.

Allerdings ist dieses Zwiebelhaut-System als solches noch nicht ausreichend. Denn wie einer Zwiebel fehlt den übereinanderliegenden Häuten der Kern. So wie sie ohne Kern weich zusammendrückbar ist und in sich haltlos, so fehlt dem menschlichen Selbstbewußtsein der Kern ohne den lebendigen Gedanken an Gott und ohne den Glauben an den Schöpfer, von dem allein die lebendige Kraft zu kommen vermag, welche die Zwiebelschichten durchpulst.

„Leitkultur“ – ein aus parteipolitischen Taktiken in Verruf gebrachter Begriff

Mit dem Begriff der „Leitkultur“ ist nicht gemeint der arrogante, ja lebensfeindliche bis mordbereite Anspruch, sich mit anderen Kulturen außerhalb des deutschen Staatsgebietes nur zu vergleichen, um sich im Verhältnis zu ihnen als das Größere, Bessere, Lebenswertere etc. zu verstehen – sondern damit ist eine Kultur gemeint, die den Anspruch erhebt, innerhalb des eigenen Staatsgebietes diejenige zu sein, mit der sich die in ihm Lebenden identifizieren und – der sich neu Hinzukommende anzupassen haben.

Was mit dem Wort „Leitkultur“ - mag es noch so mißverständlich sein oder willentlich mißverstanden werden - gemeint ist, das ist doch viel mehr als „nur“ Verfassungstreue, wie unerläßlich und teuer diese auch immer sein mag. Zur d e u t s c h e n Kultur gehört als das sie Begründende wie zugleich Umfassende – die deutsche Sprache. Sie ist mehr als nur ein tägliches Kommunikationsmittel. Sie enthält: ein bestimmtes, besonderes Fühlen, Denken, eine ganz bestimmte Art, Welt zu sehen und Leben zu verstehen und zu führen. Das

festzustellen bedeutet keinen Anspruch, alle Kulturen außerhalb Deutschlands mögen gefälligst so sein wie sie. Aber wenn sich andere Menschen unter uns auf Dauer niederlassen, dann wollen wir nicht das Gefühl haben müssen, in unserem deutschen Sprachraum, also bei uns selbst, nicht mehr zu Hause zu sein.

Es scheint typisch für eine bestimmte, dem Ideologischen zugeneigte Denk- und Haltungsweise zu sein, das Individuelle - hier: die besondere Sprachgemeinschaft - immer zugunsten einer größeren Gemeinschaftsidee für zu gering zu schätzen. Bzw. scheint es die Auffassung zu sein, man könne, sei man nur des Glaubens, alles „machen“ zu können, die Einzelnen, das je Besondere zum Aufgehen in etwas Allgemeineres zwingen. Z.B. mit Gesamtschulen mache man alle Kinder gleich klug. Mit einem offenen Strafvollzug bessere man alle Straftäter. Mit dem Gedanken einer Multikultur schaffe man eine Welt von verbrüdernten Menschen. Etc.

Dagegen scheint es eher so zu sein, daß hier, in der irdischen Welt, in der Welt des Unvollkommenen und Endlichen, das absolute Allgemeine überhaupt nicht seinen Ort hat. Hier gibt es nur das je überschaubare Bestimmte und Besondere. Das gilt es einzusehen und zu akzeptieren. Das Allgemeine, in welchem alle Besonderheiten sich auflösen, gehört einer anderen Sphäre als unserer irdisch-geschichtlichen an.

Es gilt d a s einzusehen. Der Weg zur Annäherung ans Allgemeine ist uns nur möglich über die V o l l e n d u n g jedes Einzelnen, Besonderen an und in sich selbst – u n d in der wachsenden Erkenntnis und im immer wieder zu erneuernden Bewußtsein der eigenen begrenzten Besonderheit, so daß auf der Grundlage dieser beiden errungenen Gegebenheiten sich ein haltbares, nachhaltiges Gefühl der Brüderlichkeit für einander zu ergeben vermag. Das ist der Zustand der besungenen Brüderlichkeit im „Lied an die Freude“ des großen Friedrich Schiller.

Man kann Eingliederungs-Schwierigkeiten von Ausländern - und unter ihnen noch einmal ganz besonders von weiblichen Ausländerkindern - man kann solche Eingliederungs-Schwierigkeiten nicht deshalb verurteilen und abschaffen wollen (was übrigens von vornherein zum Mißerfolg verdammt ist, sein muß), n u r weil es sie gibt – und weil sie unseren abstrakten Vorstellungen von der „heilen Welt“ widersprechen. Gemäß des Ausspruchs des von mir (jedoch nicht deshalb) sehr verehrten Hegel, der da, sinngemäß, befand: geschichtliche Fakten, Völker, die sich nicht dem Gang des sich selber verwirklichenden Weltgeistes (wie er, Hegel, ihn verstand) einfügen wollten, gehörten „auf den Schutthaufen der Weltgeschichte“. Wir sind, jeder von uns, immer wieder in Gefahr, ja in der Versuchung, einen Einzelaspekt menschlicher Existenz (vor allem, wenn von uns selber erlebt und erlitten) zum Gesetz zu erklären, nach dem sich die Gesamtheit aller und von allem auszurichten und zu ordnen habe. Solche Einstellung und Haltung - einschließlich aller daraus entspringenden Verhaltensweisen - sind der Ursprung jeder Ideologie. Wir müssen uns hüten vor der praxisbestimmenden Auffassung: Wenn die Realität unserer Vorstellung von ihr nicht entspricht, sei das umso bedauerlicher für – die Realität.

Die menschliche Realität ist nun mal, bedauernswert oder nicht, keine in der Retorte menschlichen Wünschens und gutwilligsten Vorstellens herzustellende Realität, sondern sie ist s o , wie sie i s t: nämlich die Realität unvollkommener, vielfach einge- (vielleicht be-)schränkter Menschen. Und zu diesen Menschen gehört es nun mal, daß ihr fürs Leben, für i h r Leben unverzichtbares Selbstwertgefühl - eigentlich unentwegt mehr oder weniger verehrt, verletzt, beschädigt - der dauernden Kompensation u n d – eines stets intakt bleibenden, sie tragenden U r -Haltes bedarf. Und d a z u gehören alle die von mir in der

Form bildhafter Darstellung so genannten Schichten, Häute der Zwiebel I d e n t i t ä t, wozu auch die eigene Kultur, die sog. Leitkultur gehört. Wobei ich über den K e r n dessen, was ich die Summe der verschiedenen Zwiebelschichten nenne, bisher erst andeutend etwas gesagt habe.

Der „Kern“ nämlich - darüber soll an späterer Stelle in diesem Aufsatz noch eingehender gehandelt werden - besteht nach meiner sich ihrer immer sicherer werdenden Überzeugung aus „etwas“, was dem inzwischen im weltlich-materialistischen Denken längst korrumpierten Menschen unserer Tage als eigentlich n i c h t s, weil nicht greifbar, mit den Sinnen nicht wahrnehmbar, nicht betastbar und somit auch nicht irgendwie verwendbar erscheint : besteht nämlich aus dem „Ideellsten“, was es geben kann – und was doch zugleich, wie Jaspers es sagte, das „Umgreifende“ ist, der Ursprung und das Ziel von allem Daseienden, das (oder der oder die), was man - Name sei Schall und Rauch, sagte Goethe - also das, was man Gott nennt. Nur der Glaube an ihn kann unsere materielle Welt der Unvollkommenheiten überhöhen, kann ihnen, den Vergänglichkeiten, denjenigen Halt geben, den diese aus sich selber niemals zu gewinnen vermögen. Und um d i e s e n Kern legen sich die Zwiebelhäute der G e s a m t -Identität, wobei die einzelnen Häute, deren eine die Leitkultur ist und die alle den irdischen Existenzbereichen zugeordnet sind, von jenem „Kern“ her ihren Sinn und ihr Leben erhalten.

Den Menschen ein solches Korsett, nämlich die „Zwiebelschichten“ der äußeren Identität zu nehmen, es nur in Frage zu stellen, provoziert und produziert immer aufs neue das, was man sich angewöhnt hat, rechtsextremes Denken zu nennen. Wozu ich auch sog. linksextremes Denken zählen würde – das eigentlich, bis auf seine Ursachen verfolgt, sich durchaus genauso unter „rechtsextrem“ rubrifizieren ließe : nämlich als Richtungs-Reaktion auf Störungen im „Stoffwechsel“ des Individuums. Mir scheint, über dererlei sei bisher v i e l zu wenig, wenn nicht sogar überhaupt nicht unvoreingenommen nachgedacht worden. Und man widme sich viel zu sehr, wie stellenweise immer noch in der Medizin, den Symptomen, gehe viel zu wenig den Ursachen (bzw. d e r Ursache) nach, die dem Netz der vielfältig verknüpften Symptome zu Grunde liegt.

Das Recht auf die konkrete menschliche Situation

Zur konkreten Situation zurück.

Es liegt mir daran zu betonen, daß ich keine Vorurteile gegen sog. Ausländer hege. Sie sind mir, natürlich je nach der Person verschieden, so lieb oder so wenig lieb wie alle Menschen, auch die sog. einheimischen, dieser Erde. Sie sind für mich ebenso Gottes Kinder wie diejenigen Menschen, mit denen ich Zeit meines Lebens als Volk in einem bestimmten Staat, in diesem Falle Deutschland, zusammen lebe und mit denen zusammenzuleben ich gewohnt bin.

Und ich habe nichts dagegen, daß Menschen anderer Völker, anderer Rassen und anderer Kulturen - aus zwingenden Gründen und nach reiflicher Überlegung - zu uns kommen wollen. Und ich trete entschieden dafür ein, daß man ihnen bei der Eingewöhnung in unsere Verhältnisse unter die Arme greift und ihnen auf jede nur vertretbare mögliche Weise dabei hilft.

Aber – ich bin strikt dagegen, daß diese Zuzüglinge darauf bestehen, i n n e r h a l b unserer deutschen Schicksals-, Geschichts-, Sprach- und Kulturgemeinschaft, und das mittels

völliger Abgrenzung, ihre bislang gewohnten Eigenheiten zu bewahren. Es ist z.B. dem Mohammedaner unbenommen, seiner Religion treu zu bleiben. Die Verfassungsgarantie der Religionsfreiheit ermöglicht das. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber : er ist gehalten, ein **D e u t s c h e r** – islamischen Glaubens zu werden. D.h. er muß sich ums Erlernen der deutschen Sprache bemühen. Er muß die in Deutschland geltenden Gesetze achten, die in Deutschland bestehende Staatsform respektieren, die in Deutschland geltenden gesellschaftlichen Verkehrsnormen akzeptieren, sich zum deutschen Staat und seiner Gesellschaft bekennen.

Man mag nun, vielleicht, solche Aussagen als Auswüchse des Konservatismus, möglicherweise sogar - bedenkt man die in aller Munde grassierenden Schlagwörter „Globalisierung“ und „Multikultur“ - des Reaktionären empfinden. Ich sage in einem solchen Falle : **Vorsicht – Irrtum!** Globalisierung als die Ansicht, daß **a l l e** Menschen auf **e i n e m** Globus, nämlich unserer Erde, leben – und daß wir, wie die Mitglieder einer großen Familie, zueinander gehören, uns als Zusammengehörige erkennen und verstehen und ein gemeinsames Verantwortungsgefühl füreinander entwickeln sollten – als solche Ansicht des Begriffs Globalisierung stimme ich der mit ihm gemeinten Realität uneingeschränkt zu. Das aber schließt nicht die Erkenntnis der Wahrheit aus, daß wir auf unserer winzigen, aber gleichwohl vielfältig gegliederten Erde es mit Menschen- **G r u p p e n** zu tun haben, die im Laufe ihrer jeweiligen „Geschichten“ unter ihren Mitgliedern stärkere Eigenheiten und Besonderheiten entwickelt haben als mit den Mitgliedern der anderen Menschengruppen. Mag man das nun, sub specie aeternitatis zu Recht, als aufs Ganze und Wesentliche gesehen für unwichtig halten : es ist zuerst einmal, hier auf Erden, also unter irdischen Gesichtspunkten, ein **F a k t u m**. Und deshalb sollte **d a s** die Erkenntnis aus mehreren tausend Jahren bekannter und belegter Geschichte sein : man darf dieses Faktum nicht ungestraft mißachten.

Aus ihren Sonderentwicklungen haben die verschiedenen Menschengruppen das entwickelt, was man nationale, völkische, wenn man so will : ethnische Besonderheiten nennen kann, welche, auf den jeweils einzelnen Menschen bezogen, **e i n e** der „Häute“ der „Zwiebel“ seiner Gesamt-Identität bilden. Und **d a m i t** sollte man nicht - der irrigen Meinung, man fördere so den „Fortschritt“ - unverantwortlich, wenn auch im Glauben bester Absicht, umgehen. Fortschritt besteht nicht darin, alles, was ist, abschaffen zu wollen, nur weil es **b e s t e h t**, Fortschritt ist – nach meiner innersten Überzeugung : allen Menschen die Möglichkeit zu eröffnen, **M e n s c h e n** zu werden. Wobei ernsthaft darüber nachgedacht werden muß, was es heißt, „Mensch“ zu werden und zu sein. Und hier meine ich : **d i e s e** Diskussion hat in weiten Bereichen, auch und besonders in denen, die sich heute als die Anwälte und Verteidiger dessen verstehen, was allwaltende Permissivität als „Menschlichkeit“ versteht bzw. mißversteht, noch gar nicht begonnen. Denn dazu steht man sich selber mit einem verengten materialistisch-epikuräischen Egozentrismus im Wege. Diese Erkenntnis, vor allem aber die danach notwendige Läuterungsarbeit sind erst noch zu leisten.

Die Familie, die Großfamilie, die Nachbarschaft, der Wohnort, die Region, das Land, der Staat bleiben wichtige Faktoren für die **n o r m a l e** Entwicklung des Menschen. **S i e** bilden die Schichten der „Zwiebel“ jeder personalen, individuellen **I d e n t i t ä t**. Denn sie alle sind Gestaltungen des auf Erden lebenden Menschen, die er sich selbst gegeben hat – die er bewahrt und sich ständig weiter gibt. Er ist, in diese irdische Exi-stenz ausgesetzt, dazu genötigt, sich aus der ihn umgebenden feindlichen Wildnis einen überlebensmöglichen „Garten“ zu machen. Es sind dies Gestaltungen, in die der Mensch sich „ein-nistet“. Die ihm Schutz und Wärme geben. Ihm, dem „Uterus-Verwöhnten“, Nesthocker. Es sind Gestaltungen direkt natur-umwandelnder Art – wie auch gesellschaftliche und rechtliche Systeme. Aber

alles – vom Menschen selbst geschaffene Gestaltungen von sog. „geschichtlicher“ Qualität. An ihnen festzuhalten ist grundsätzlich nichts Verwerfliches, sondern etwas für ihn, den Menschen, Notwendiges, Lebenswichtiges, Lebensbedingendes und – auch eine Verpflichtung, die er sowohl denen schuldet, die v o r ihm daran gebaut haben und ihm diese Gestaltungen überlassen haben – und denen, ob unvollkommen, fehlerhaft oder sonstwie unvollkommen, er die - wenigstens relative - Sicherheit seiner Existenz verdankt – wie er sie auch denen schuldet, die nach ihm kommen.

Gleichwohl sind alle diese Gestaltungen diejenigen von unvollkommenen Menschen – und tragen deshalb das Siegel der Unvollkommenheit nicht nur an sich, sondern sind es in sich selbst. Sie sind weder in ihrem Geltungsbereich vollkommen, noch können sie den Anspruch erheben, in anderen Weltgegenden für andere, unter anderen Lebensbedingungen Existierende zu gelten. Insofern sind auch Nationalstaats-Systeme nicht überall und nicht für alle Zeiten gültig. Ihnen gottgleiche Qualität zuzuweisen ist insofern falsch, als nicht s i e in ihrer jeweiligen Gestalt göttlichen Ursprungs sind, sondern nur die alle menschlichen Schöpfungen ermöglichende Kraft, Nationalstaats- wie alle anderen Systeme überhaupt zu schaffen. Aber solange Menschen sich in und mit ihnen wohlfühlen, solange sollte man sie ihnen nicht willkürlich und mutwillig nehmen und zerstören.

Wichtiger als deren Bestand oder Nicht-Bestand ist es, das Bewußtsein zu wecken, sofern bereits vorhanden, es zu schärfen und lebendig zu erhalten, alle menschlichen Hervorbringungen, selbst wenn man in und mit ihnen lebt und sich in ihnen wohlfühlt, sind nichts Absolutes. Und damit sind wir wieder beim Kerne der „Zwiebel“ Identität : bei Gott. Und bei dem allzeit klaren Bewußtsein von seiner Existenz, seinem Sein, seinem alle geschichtlichen Gestaltungen letztlich relativierenden Sein. Das B e s o n d e r e findet an ihm, dem a b s o l u t e n Allgemeinen, überall und immer seine Grenze. Nicht das Besondere an und aus sich ist göttlich, sondern allein dessen Ursprung.

Alle „Kulturen“ - gleich welcher Attribuierungen - verlieren ihren Wert und ihre Gültigkeit im U r s p r u n g e alles Geschaffenen, nämlich in dem, was man gemeinhin - nicht nur im Christentum - G o t t nennt. In ihm, aus ihm, bezogen auf ihn etc. sind wir Menschen alle Brüder bzw. Schwestern, da alle s e i n e „Kinder“.

Aber, wiederum a b e r : es war schon immer schwierig, war eine Unmöglichkeit, sich mit einer unüberschaubaren Zahl von Artgenossen zu identifizieren. Dieses „Gesetz“ gilt, wie bekannt, auch im Bereich der entwickelteren Tiere. So fatal es wirkt, den Menschen dem Tiere zu vergleichen, so hochmütig ist es, Gemeinsamkeiten mit ihnen zu leugnen. A u c h der Mensch braucht die Überschaubarkeit, um so etwas wie Lebens-, Daseinssicherheit, Heimat, Wärme, Geborgenheit zu spüren, die ihn tragen – jenseits aller individuellen Anstrengungen, sich eine Existenzbasis zu schaffen.

Es gilt weder das Bewußtsein, ausschließlich im höchsten Allgemeinen zu leben – vor dem alles geschichtlich Gewordene als der civitas terrena zugehörig für relativ gehalten werden muß. Noch gilt es, im jeweils geschichtlich Relativen aufzugehen. Sondern es ist immer beides. Wobei jedoch dem jeweils Geschichtlichen diejenige Aufmerksamkeit zu gelten hat, die es ihm ermöglicht, sich als d i e s e s s e l b s t zu vollenden.

Nathan führt dem Sultan am Beispiel der Ring-Parabel und in dem sich anschließenden Gespräch zwar die Relativität alles Geschichtlichen überzeugend vor – und trifft damit auf einen Geist, der um des höchsten Allgemeinen willen bereit ist, das Faktum der eigenen

geschichtlich bedingten Position als relativ zu erkennen und – von daher andere geschichtliche Relativitäten zu tolerieren.

Aber – diese geschichtlich gewordenen Formen menschlich-irdischen Daseins werden damit nicht etwa in ihrem eigenen Werte negiert. Es wird nicht, auf keinerlei Weise versucht, ihre Existenz als solche in Frage zu stellen, gar abzuschaffen. Sondern sie sind aus dem Gewußtwerden von ihrer Relativität gegenüber dem höchsten Allgemeinen zu ertragen, zu tolerieren. Und zwar, und darauf sollte jede aufklärerische Erziehung abzielen, wechselseitig einander.

Konstituierende Bestandteile des gängigen Identitätsbegriffs

Zum gängigen Begriff der Identität gehört auch, wohl insbesondere, sich „als jemand fühlen zu können“, das Bewußtsein eines besonderen Wertes, zumindest von etwas Einmaligem, Unvergleichlichen zu haben.

Z.B. verstehe ich mich als Kind m e i n e r Eltern, weil ich wegen irgend etwas, das sie verkörpern, vielleicht nur für mich verkörpern, stolz auf sie bin und als i h r Kind an ihrer Besonderheit teilzuhaben vermag. Z.B. : „m e i n Vater kann basteln wie niemand sonst, e r hat mir diesen Bauernhof, Bahnhof oder sonstwas gebastelt“. Oder : „E r springt Fallschirm – im ganzen Kreis als einziger“ etc. „M e i n e Mutter ist die beste Kuchenbäckerin... .“ etc. Und so verstehe ich mich als das Kind m e i n e r Eltern, bin stolz darauf, s o l c h e Eltern zu haben, das Kind solcher Eltern zu sein. Ich bin z.B. auch stolz darauf, weil ich mich von ihnen mehr geliebt, umsorgt fühle, als ich das bei anderen Kindern sehe, zumindest glaube, daß das so ist.

Ich k a n n mein Selbstwert-Bewußtsein aber auch gerade, paradoxerweise, aus dem Mangel alles dessen beziehen, gewissermaßen aus der Einzigartigkeit meiner Leidens-Situation – sofern meine Kräfte von ihr nicht aufgezehrt sind.

Und auch d a s begründet meine Identität : es erfüllt mich mit Stolz – und wenn nicht das, dann zumindest mit einer vielleicht uneingestandenem Befriedigung oder mit einem in mir ausgebreiteten Wohlbehagen – gerade die besondere Partnerin, d e n besonderen Partner zu haben. Die oder jene ganz besonders begabten, hübschen, bezaubernden Kinder. D i e besonders netten Nachbarn. Oder in einem Ort mit einer einmaligen Sehenswürdigkeit zu wohnen. Einen besonders geachteten, tüchtigen Bürgermeister, Gemeindepfarrer zu haben. In einer Region von besonderer landschaftlicher Schönheit zu leben, mit einem über die eigenen Grenzen hinaus berühmten Handwerkerstand. Mit einer extraordinären Mundart etc. Usw., usw.

Ich identifiziere mich mit Derartigem leichter, lieber. Stimme wegen der Teilhabe an Derartigem mit mir selber eher und widerspruchsloser überein. Zumal dann, wenn ich mich in dieser Umgebung selber bekannt und geachtet weiß. Fühle mich als Teil davon, verstehe mich als selber in ihm repräsentiert.

Oder – n i c h t. Und beziehe möglicherweise aus dieser Opposition mein Selbstverständnis.

Ich erlebe meinen beruflichen Erfolg in meiner Stellung in der und der Firma als wesentlichen Bestandteil meiner Identität, d.h. als den Zustand, in dem ich mit mir selbst übereinzustimmen vermag. Oder – n i c h t .

D.h. zur sog. Identität des Einzelnen gehört anscheinend immer das Gefühl, etwas Besonderes, Einmaliges, Unverwechselbares, etwas wert zu sein, sowohl vor mir selbst, in meinem Selbstbewußtsein – wie zugleich vor den anderen, in den Augen meiner Mitmenschen. Und zwar solcher Mitmenschen, mit denen mich etwas Über-Individuelles verbindet : Freundschaft, die gleiche Sprache, der Ausdruck gleicher Lebens-Ansichten – ohne das erst verbalisieren zu müssen. Dort, wo ich d a s erlebe, fühle ich mich wohl, zu Hause, empfinde ich es als meine H e i m a t. Wo ich bleibe. Und wo durch und infolge jahrelanger Gewohnheit die Neigung, mich mit alledem zu identifizieren, ständig, mir selbst vielleicht sogar unbewußt, wächst.

Fragen wir weiter also - w a n n , unter welchen Bedingungen, unter welchen Umständen stimmt man mit sich selbst überein? Der sog. normale Mensch, mit einer solchen Frage unvorbereitet konfrontiert, dürfte wohl in den meisten Fällen spontan antworten : Wenn es mir gutgeht. Wenn ich mich wohlfühle.

Was jedoch wird unter „Gutgehen“, was unter „Wohlfühlen“ verstanden, was ist damit gemeint ? Antworten dürften sein : Wenn man nicht Hunger noch Durst leidet, wenn man nicht friert, ein Zuhause hat, ein möglichst bequemes und gemütliches. Wenn man fühlt, daß man gebraucht, geachtet, geliebt – auch gelobt wird. Wenn man keine Langeweile hat, nicht in Unsicherheit und Gefahr lebt etc. Kurzum : wenn alle äußeren - und wohl auch inneren, aber meist in einem nicht zu anspruchsvollen Sinne - Lebensbedingungen und -umstände positiv sind.

Alles das ist immerhin insofern verständlich, weil wir im Irdischen Lebende natürlich in unserer Existenz von dererlei abhängen.

Aber das alles könnte fragwürdig werden, wenn nicht tiefer gefragt werden sollte : w e r einem das alles gibt. Wenn einzig nach der Devise gelebt würde : Wes' Brot ich eß', des' Lied ich sing'.

Ich vermag mich eigentlich nur dann mit meinen äußeren Lebensumständen zu identifizieren, mich mit ihnen und somit mich mit mir in Übereinstimmung zu fühlen, wenn ihr Ursprung nicht verwerflicher Art ist. Nur in ihnen, den unverwerflichen, vermag ich mich wiederzufinden, nicht dagegen in solchen, die verbrecherischer Natur sind. Oder ich versuche zumindest Lebensumstände verwerflichen Ursprungs zu ändern, damit ich mich wieder mit ihnen zu identifizieren, in ihnen wieder meine Identität zu finden vermag,

Aus all dem geht aber hervor, daß der K e r n aller Umstände, in denen ich mit mir selbst übereinstimme, letztendlich nicht dasjenige ist, das mir Annehmlichkeit und Bequemlichkeit zu schaffen vermag. Alles das, wie erwünscht auch immer, ist nicht das Eigentliche, Wesentliche einer echten, unangreifbaren und unverletzbaren Identität.

In einem fernen Land beklagte sich eine Ehefrau bei ihrem Mann, daß er anderen Menschen so viel Aufmerksamkeit zuwende, was ihr insbesondere dann Kopfzerbrechen und Herzdrücken bereite, wenn es sich dabei um Angehörige ihres, des weiblichen Geschlechts handele.

Du törichtes Weib, entgegnete ihr der Ehemann, legte den Arm um sie und strich ihr sanft übers Haar, Du liebes törichtes Weib : jeder und jede der von Dir Gemeinten hat doch nur einen kleinen Platz in meinem Herzen. Ja, jeder einen kleinen zwar, begehrte sie schluchzend auf, aber die vielen, sie füllen Dein Herz bis zum Rand – und wo bleibe da ich ? Du Dummchen, sagte der Ehemann darauf, Du hast keinen k l e i n e n Platz in meinem Herzen, Du hast ü b e r h a u p t keinen Platz i n ihm – Du b i s t mein Herz. Wenn nun so viele, jeder von ihnen k e i n e n Platz in meinem Herzen hätten – dann wäre es – leer. Da Du nun aber mein Herz b i s t, wärest dann Du es, die leer wäre. Wie entsetzlich. Zum Glück nun für uns beide ist es nicht so. D a s also, so sagte er und küßte sie zärtlich auf die Wange, ist der qualitative Unterschied, der Dich anders macht als alle die anderen mit ihrem kleinen Platz in meinem Herzen.

So auch mit den Identität stiftenden Faktoren bei jedem Menschen. Sie alle, jeder für seinen Teil, ergeben zusammen die „äußere“ Identität des Einzelnen. Doch Gott allein als die Liebe ist es, der alle umfaßt, umhüllt bzw. der ihnen Halt und Grund gibt, ja – der sie überhaupt möglich macht, sie in die Existenz schafft. Sie, die irdischen Faktoren der Identität, sind qualitativ von ihrer Seele, dem Innen, von Gott unterschieden.

Wozu aber brauchte man sie dann eigentlich überhaupt ? Warum sich nicht gleich mit ihm, dem Eigentlichen und Wesentlichen, begnügen ? Warum noch den Gefährten, die Familie, Haus und Hof, die Gemeinschaft, die Gemeinde, den Verein, die Region, die Volks-, die Sprach- und Kulturgemeinschaft, den Staat ? Man könnte sich doch mit dem K e r n aller einzelnen äußeren Identitäts-Faktoren begnügen. Wozu den Umweg über die vielen Relativitäten ?

Wir, jeder einzelne von uns, sind nicht Gott. Wir kommen von, aus ihm – aber wir sind nicht von seiner Qualität, sind nicht E r . Uns ist es auferlegt, aufgegeben, uns im Irdischen zu vollenden, in der Geschichte. Im Relativen. Aber : wenn uns Gott d a z u und d a h i n geschaffen hat, dann ist allein diese unumstößliche Tatsache ein Gebot, ein Muß für uns. Dann ist es dieser Auftrag, uns in dem, als das wir geschaffen sind, zu vollenden.

Es ist meine Bestimmung, mich in der von Gott gewollten Besonderheit zu vervollkommen. Diese, nur mir eigene Besonderheit in den mir zugewiesenen geschichtlichen Umständen zu vollenden. In den mir gegebenen Begabungen, als Mann oder Frau, als Gefährte der oder jener bestimmten Person, Mitglied der besonderen Familie, an dem bestimmten Ort, in dem Dorf, der Stadt, in dem oder jenem bestimmten Beruf, in der besonderen Region, dem Volk, der oder jener bestimmten Sprach- und Kulturgemeinschaft, dem bestimmten Staat. Hic Rhodos – hic salta.

Die „Nation“ – ein fragwürdig gewordener Begriff für eine im Grunde unerläßliche, notwendige Wirklichkeit

Der Begriff der „Nation“ - in der Geschichte der Menschheit überhaupt, besonders in unserer eigenen, der deutschen, ins Zwielficht, ja, und zu Recht, in Verruf geraten - könnte, nein – er sollte, wie ich meine, wieder gereinigt und unanständig werden, erinnerte man sich an seine Definition bei unverdächtigen und unangefochtenen Denkern, wie z.B. bei Wilhelm von Humboldt, nämlich :

„Eine Nation ... ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit in Beziehung auf idealische Totalität individualisiert.“

In dieser Definition wird mehreres sehr Bedeutende und Wichtige gesagt. Erstens : eine Nation (man setze meinethalben dafür das modischere „Ethnie“) ist durch eine bestimmte Sprache charakterisiert.

Zweitens : die Nation ist d a d u r c h eine g e i s t i g e Form der Menschheit.

Drittens : die derart definierte Nation ist als I n d i v i d u u m, als eine Besonderheit, infolge der geistigen Form der Sprache auf die Idee eines Umfassenderen, Ganzen, einer Totalität, nämlich auf die Idee der Einheit der Menschheit bezogen.

Anders ausgedrückt : Die Nation ist eine Sprachgemeinschaft, die sich in der Geschichte der allgemeinen Menschheit als eine Besonderheit gebildet und entwickelt hat – und sich von anderen besonderen Sprachgemeinschaften innerhalb der e i n e n Menschheit unterscheidet. Mittels dieser besonderen Sprache, die bei allen Menschen mit dem D e n k e n so verknüpft ist wie Außen- und Innenseite ein und derselben Sache – mittels dieser Sprache - dem Quell des Lebens, wie Karl Kraus, der große Kritiker und Schriftsteller es formulierte - mittels dieser Sprache erschließt der Mensch sich s e i n e Welt. Die Welt, in der er sich heimisch, sich zu Hause zu fühlen vermag. In der er sich immer wieder / zu / finden vermag.

Zu dieser Sprache gehören Dinge und Phänomene, die wie die Luft zum Atmen als selbstverständlich empfunden, ja – bewußt gar nicht mehr wahrgenommen werden, es sei denn, sie würden einem plötzlich entzogen. Z.B. die ersten Laute und die langsam sich bildende sprachliche Verständigung zwischen Mutter und Kind, Grundlagen eines Vertrauens in Welt und Leben. Die alltägliche Kommunikation zwischen Nachbarn und anderen Mitmenschen – auf der Straße, beim Bäcker, in Geschäften, in Bahnen und Bussen, im Wartezimmer bei Ärzten und auf Ämtern. Die tiefen Gespräche zwischen Freunden und die tief-intimen der Liebenden – im Vertrauen geführt und Vertrauen schaffend. Die sprachabhängige Arbeit in Schulen aller Art und Grade. Die persönliche, handgeschriebene - auch Schreiben ist Sprache – Korrespondenz. Kurz : das Sichverständlichmachen und Verstandenwerden ohne außergewöhnliche Schwierigkeiten und mit leistbarem Aufwand. Auch Mimik und Gestik sind Sprache, sind körperliche Ausdrucksformen, erwachsend auf der Grundlage der Semantik einer Sprache. Und das alles mindestens innerhalb der Grenzen des gesamten geographischen Raumes, in welchem die eigene Sprache lebt und gilt.

Mittels der Sprache - das ist für uns die deutsche, die Inkarnation unseres Denkens - lernen wir uns selbst zu denken, ein Bewußtsein unserer selbst zu gewinnen wie auch – kritisch von uns Abstand zu nehmen. Wir lernen, unsere Grenzen zu erkennen und zu formulieren und – die „religio“, die Rückbindung an die Allmacht, mit Inhalten zu erfüllen. Mit unserer Sprache formulieren wir die Erkenntnisse und Ergebnisse unseres Fragens und Forscherdrangs – und entwerfen mit ihr die Baupläne für unsere kultivierte Welt in den Werken der Kunst. Sprache ist somit, wie Wilhelm von Humboldt es sieht, eine g e i s t i g e Form der Menschheit.

Und in dem Maße, wie wir in unserer e i g e n e n Sprache heimisch werden und uns in ihr vervollkommen, wächst neben derjenigen für ihre eigengeartete Schönheit auch unsere Erkenntnis von ihrer Begrenztheit und – von ihr als einer b e s o n d e r e n. Und damit unsere Sensibilität für andere Sprachen als a n d e r e Besonderheiten und – unsere Aufnahmebereitschaft und -fähigkeit für diese. Sagt man doch nicht ohne Grund, daß die

Lernbereitschaft und -fähigkeit für Fremdsprachen in dem Maße wachse, in dem man die eigene Sprache immer besser beherrscht.

Mit der Erkenntnis der eigenen Sprache - und damit der eigenen Nationalität - als einer Besonderheit unter anderen Besonderheiten aber wächst die Erkenntnis von der Idee der Totalität, welche alle Sprachen bzw. Nationen in sich vereinigt.

Die Gültigkeit der Humboldt'schen Definition der Nation wird, jedenfalls auf den ersten Blick, widerlegt durch die Existenz mehrsprachiger „Nationen“, wie z.B. der Schweiz.

Doch wird an solchen Beispielen - wieder einmal - bei genauerem Hinschauen deutlich, wie unbrauchbar jegliches formalistische Verständnis, hier des Begriffs „Sprache“, ist. Und demzufolge auch beim Begriff „Nation“, betrachtet man das Beispiel „Schweiz“.

„Sprache“ bedeutet hier mehr bzw. anderes als ein in Regeln gefaßtes Laut- und Bedeutungs-System. Die verschiedensprachigen Regionen, die sich einst als Kantone zu einem Staate zusammenschlossen, „sprachen“ gewissermaßen in ihrem Freiheits- und Unabhängigkeitsbewußtsein, in ihrer Auffassung von einem des Menschen würdigen Leben eine gemeinsame Sprache. Wenn auch die Wörter, die sie dabei und dafür verwendeten, um das, um was es ihnen ging, alles auszudrücken, verschieden lauteten, so war doch deren tiefere Bedeutung, der Geist aus dem sie gesprochen und – verstanden wurden, der gleiche.

So darf als sicher angenommen werden, daß z.B. die französisch-sprachigen Schweizer infolge der geschichtlich langen Zugehörigkeit zum Schweizer Gemeinwesen und – eben zur Schweizer „Nation“ trotz der sprachlichen Ähnlichkeit mit den jenseits der Schweizer Grenzen lebenden Franzosen – daß sie also trotz dieser „äußeren“ sprachlichen Übereinstimmungen in ihrer „Sprache“ des Denkens und Empfindens mit den deutsch-, italienisch- und mehr rätoromanisch-sprachigen Schweizern mehr übereinstimmen als mit den Franzosen und Italienern jenseits der Schweizer Grenzen.

Eine ähnliche Entwicklung ist mit Sicherheit bei den Elsässern zu beobachten – sofern im Elsaß überhaupt noch deutsch gesprochen wird.

Von solchen und ähnlichen Ausnahmen der Humboldt'schen Definition abgesehen, daß eine Nation durch eine Sprache charakterisiert sei - welche Ausnahmen bei genauerem, verständnisvollerem unformalistischerem Hinsehen eigentlich gar keine sind - von solchen scheinbaren Ausnahmen also abgesehen, kann man die Humboldt'sche Definition der Nation als durchaus gültig ansehen.

Die Frage nach dem Besonderen deutscher Sprache – und deutscher Nation

Und so muß denn gefragt werden : was ist deutsch ? Was ist dieses Unverwechselbare, Identische, dieses einmalig Besondere ? Was ist das, was nicht den Anspruch erheben kann, ja – nicht erheben darf, mehr wert zu sein als alles verschiedenartige Nicht-Deutsche – und das doch für denjenigen, der dieser besonderen Sprachgemeinschaft angehört, dasjenige ist, in dem er sich wohlfühlt, heimisch fühlt ?

Es darf etwa in eiteler, gefährlicher Selbstüberhebung nicht wännen, es selber sei Alles, sei das oder doch wenigstens ein Allgemeines (welche letztere Formulierung freilich ein

Widerspruch in sich selbst ist) – aber es darf sich zu diesem Besonderen bekennen als zu einer, vielleicht der wichtigsten Grundlage der eigenen äußeren, irdischen Identität.

Das Besondere der deutschen Sprache als Ausdruck deutschen National-Charakters gilt selbst in feinen Unterschieden zu anderen deutsch-sprachigen Nationen, wie Österreich und der deutsch-sprachigen Schweiz. Trotz gewisser Ähnlichkeiten und Vergleichbarkeiten aller deutschsprachigen Menschen – sind doch national-staatliche Unterschiede erkennbar, die auf den Erlebnissen als eigenständige Kultur- und Schicksalsgemeinschaften beruhen – und sich sogar in sprachlichen Unterschieden ausdrücken.

Zurück zum deutschen Sprach- und Nationalcharakter. So gibt es z.B. den unvergleichlichen Novalis („Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren...“), gibt es die ganze deutsche Romantik in dieser besonderen, eben in i h r e r Form sonst nirgendwo in der Welt. Jeder „Fremde“, Zugereiste, der sich dieser besonderen Geisteshaltung angepaßt hat, sie verinnerlichte (schon dieser letzte ein genuiner deutscher sprachlicher Ausdruck und eine typisch deutsche Haltung) – er wurde auf diese Weise ein exemplarischer Deutscher. Da sprach dann selbst ein auf außerdeutschen Ursprung deutender Name - dafür gibt es reichlich Beispiele - in gar keiner Weise dagegen.

Insofern ist der Verweis auf außerdeutsch klingende Namen kein Beweis für den nicht-deutschen Charakter seines Trägers – und demzufolge auch kein Beweis für eine existierende Multikultur. So schuf Adelbert von Chamisso seinen urdeutschen Peter Schlehmil – und Friedrich de La Motte Fouqué stand mit seiner Undine nicht dahinter zurück. Und Theodor Fontane, er zwar kein Romantiker, schuf später d e n deutschen Roman des Realismus.

Der deutschen Romantik, einer urdeutschen Weltsicht und Geisteshaltung, droht als Ausdruck deutschen Charakters und deutscher Identität immer die Versuchung, insbesondere diejenige vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen solle. Möglicherweise bis zur Extremform des nazistischen Faschismus. Allerdings eine Verwerfung der echten Romantik, wie die des Novalis, wurde mit dem Nazismus ihr Wesenszug der Offenheit verraten. Der genuine deutsche Weg wäre es gewesen, die Offenheit offen zu halten. In Abwehr eines Überschwangs des Offenseins wäre allenfalls eine klassische oder klassizistische Epoche der Bewahrung vorm totalen Zerfließen erlaubt – wie ebenfalls genuiner Bestandteil deutscher Identität, wie wir sie in unserer Geschichte auch immer wieder erlebt haben. Kein Widerspruch - gesehen auf die deutsche Romantik als Ganzes - zu den ausgeprägt romantischen Epochen, sondern deren notwendige Korrelate, gewissermaßen eine *Coincidentia oppositorum* – des deutschen Theologen, Philosophen und Kardinals Nikolaus Cusanus. Korrelate, aus denen immer wieder das sog. Dionysische sich neu erhob.

Kaum jemand dürfte diese deutsche Eigenart treffender und gültiger formuliert haben als Goethe in seinem Gedicht „Selige Sehnsucht“ : „Sagt es niemand, nur den Weisen, / weil die Menge gleich verhöhnet : / Das Lebendige will ich preisen, / Das nach Flammentod sich sehnet...“. „Nicht mehr bleibest du umfangen / In der Finsternis Beschattung, / Und dich reizet neu Verlangen / Auf zu höherer Begattung...“. „Und so lang du das nicht hast, / Dieses : Stirb und werde ! / Bist du nur ein trüber Gast / Auf der dunklen Erde.“

Und das 1814, immerhin im reifen Alter von 65 Jahren geschrieben !

Aber – eben immer wieder die Rückkehr, die überlebens-notwendige Rückkehr zur Bemäßigung. So, wie es in einem Land mit denen, die es bewohnen, sein muß, das – als Mitte-Land – die Brücke zwischen anderen sein muß – und sein will.

Es muß sich ständig anderen aussetzen – und muß immer wieder versuchen, Neues zu verarbeiten, es sich, sich ihm zu assimilieren. Aber gerade darin seine Eigenheit, Bestimmtheit, Besonderheit, Identität entdeckend und findend. Das sich ständig Wandelnde ist sein Bleibendes.

Das aber alles bedeutet nicht eine Offenheit für jeden Zustrom von Menschen, insbesondere solcher nicht, die nicht bereit sind, sich dieser Haltung, diesem besonderen, im Denken wie in der Sprache sich vollziehenden und in ihr Ausdruck gewinnenden Offensein anzupassen. Wer dazu nicht bereit oder nicht in der Lage ist, der gehört nicht in die deutsche Kulturlandschaft – es sei denn, er würde verfolgt und sein Leben wäre in Gefahr. Dagegen spricht nicht, daß viele Deutsche zu dieser Offenheit selber nicht in der Lage sind. Sie genießen auf Grund ihres angestammten Deutschseins ein unangefochtenes Heimatrecht, und sie bilden, z.B. durch ihre Kinder, jederzeit die Grundlage für die Entstehung eines solchen Offenseins. Bei denen aber, die neu hinzukommen, muß auf jene erkenn- und sichtbare Bereitschaft und Fähigkeit geachtet werden. Hängt doch davon möglicherweise der Bestand der besonderen deutschen Kultur und ihr Fortbestand ab.

Deshalb müßten wir Deutsche an zweierlei interessiert sein : erstens daran, daß Einwanderer, gleichgültig woher, überhaupt zu uns kommen. Zweitens : daß überwiegend solche kommen, die das typisch „Deutsche“, nämlich die geistige Offenheit, personifizieren. Und zwar nicht in Form der Arroganz gegen Anderes und Andere – was der Offenheit widerspricht – sondern in der Verantwortung, andere zur Nachfolge zum Offensein zu bewegen.

Und mag Deutschland auch immer ein Durchgangs-, insofern auch ein Einwanderungsland gewesen sein : diejenigen, die schließlich hier blieben, fanden eine Sprache für- und zueinander – und somit auch jeder einzelne für sich selbst – in der sie sich sowohl gemeinsam als auch jeder einzelne in dieser sprachlichen Gemeinsamkeit erkannten. Und in diese Sprache floß das ein, was ihre Erfahrungen und Gefühle als Bewohner eines Landes der Mitte waren. Und das wurde ihre – zugegeben für alles Neue, aber auch für Versuchungen offene – Identität.

Aber gerade darin fühlten sie sich zuhause. Gerade die Beobachtung, daß sie, gefragt, was ihre Besonderheit ausmache, meistens verlegen werden, nichts zu sagen vermögen – was dann von den Verfechtern des Gedankens, eine deutsche Kultur und Identität gäbe es nicht, als Beweis für ihre Auffassung gewertet wird – gerade das macht ihre Besonderheit, macht ihre deutsche Kultur und Identität aus.

Und – was wunder : ist doch die menschliche Sprache immer die Außenseite des Innenlebens des Menschen : seines Denkens, Fühlens und Empfindens, der Sichtweise seines Lebens und von dessen Bedingungen. Und in der Sprache drückt sich das Deutsche aus : in ihrer, oft beklagten, Differenziertheit. Was unverständige Kritiker zu der Aussage veranlaßt, die deutsche Sprache sei „schwer“, was heißen soll „schwierig“. Z.B. wegen der Differenziertheit ihrer Grammatik, z.B. wegen des den wechselnden Situationen angemessenen Gebrauchs der Modi. Oder wegen der Differenziertheit des Satzbaus. Was ja alles nichts anderes ist als die Fähigkeit, eine fast unendliche Vielzahl von Situationen und Gegenständen des Lebens sprachlich möglichst adäquat auszudrücken – ohne Zuhilfenahme umständlicher Umschreibungen. Die Schwierigkeit der deutschen Sprache liegt

im Grunde genommen darin, daß man sie ein Leben lang niemals „kann“, sondern sie unaufhörlich „lernt“ – dem wechselnden Leben in Offenheit gemäß.

Wir dürfen im Interesse der Menschheit, ja – des Menschens den Fortbestand unserer - insbesondere auf sprachschöpferischen Menschen wie z.B. Meister Eckhart, Martin Luther, Goethe u.a.m. beruhenden - deutschen Kultur, vorzugsweise Sprachkultur, nicht gefährden. Z.B. die Zahl der passiven Benutzer, ja der sie Ignorierenden nicht gedanken-, nämlich verantwortungslos vergrößern. Das wäre ein Verlust für die „Geschichte der Entwicklung der Menschheit“. An dieser Stelle zeigt sich die Bedeutung der Besonderheit, ihrer Verantwortung vor der und für die Allgemeinheit. Jede Kultur, zumeist in der Fassung einer Volkskultur, die zugleich meistens eine Sprachgemeinschaft ist, hat im Konzert der über den Erdball verstreuten Menschheit ihren Part zu spielen, von dessen möglichst perfekter besonderer Ausführung das Gelingen des einen, alle Besonderheiten übersteigenden, sie alle in sich fassenden großen Gesamtwerkes abhängt. Nur dieses große Gesamtwerk ist der sicht- und erkennbare Ausdruck des Schöpfers. Insofern vollzieht sich sein Wille immer nur über die Vollendetheit jedes Besonderen.

Da sagte doch jemand, die Aussage, Mozart, Beethoven, Bach, Goethe, Lessing, Kleist u.a.m. machten die deutsche Kultur aus, sei Unsinn. Vermöge man sich doch kaum vorzustellen, daß ein „normaler“ Deutscher mit Mozart schlafen ginge – und mit Lessing aufwachte.

Welch flachköpfiger Unsinn ist eine solche völlig unbedachte - um es liebenswürdig zu sagen - Aussage. Und wenn dann vom Hervorbringer solchen Unsinn noch behauptet wird, er trete als sog. Intellektueller mit dem Anspruch auf zu wissen, was er da sagt, dann ist das unglaublich.

Denn selbst wenn das, was er da sagt, wörtlich zutrifft, hat er nicht bedacht, daß das, was ein sog. „Normaler“ empfindet und was ihn, ihm möglicherweise unbewußt, erfüllt – daß dieses ihn sich verhalten und auch entsprechend handeln läßt. Und daß dieses Verhalten und Handeln dem zu entsprechen vermag, was jene zitierten deutschen Künstler geschaffen und gestaltet haben, ob nun musikalisch oder literarisch. Er muß sie also gar nicht ständig zitieren, jener Normale, muß sich ihrer Werke gar nicht bewußt sein, ja – er muß sie noch nicht einmal so kennen, um sie zitieren zu können, um doch in ihnen sich selber ausgedrückt zu finden.

Das Phänomen „Heimat“ – und seine Bedeutung für die Identität des Menschen

Auf einer Konferenz in Trier hielt Hideo Inafuku, Professor an der Internationalen Universität Okinawa, Japan, 1999 einen Vortrag zum Thema „Über die Heimatliebe. Eine vergleichende Betrachtung über Jakob Grimm und Koei Sakima“. In diesem Vortrag sagte Hideo Inafuku u.a. : „Die Brüder Grimm werden von vielen Menschen in der Welt sowohl in Deutschland als auch in Japan verehrt“. Der Grund dafür sei, „daß er (Jakob Grimm) einer der volkstümlichsten und liebenswürdigsten Erzieher seines Volkes gewesen ist...“. Er sei davon überzeugt gewesen, daß das, was wir dem „väterlichen Boden“ verdanken, durch nichts anderes ersetzt werden könne. Hideo Inafuku fährt fort : „In seiner Apologie zur Entlassung aus dem hannoverschen Staatsdienst im Jahre 1838 - er war einer der „Göttinger Sieben“ - heißt es : „Ich bin von unbemittelten aber braven, mir frühe entrissenen Eltern in Hessen geboren und fühle mich noch heftig allen Eigenheiten meiner Heimat zugewandt, selbst von ihren Mängeln und Gebrechen berührt.“ Und weiter heißt es im Vortrage Hideo Inafukus : „In seiner Gedächtnisrede von 1860 spricht er (Jakob Grimm) aus, welche Motive für Jakob und

Wilhelm Grimm ihr ganzes Leben bestimmend gewesen sind : „Der mensch würde sich selbst geringschätzen, wenn er das was seine ureltern nicht in eitlen, vorübergehenden drang, vielmehr nach bewährter sitte lange zeiten hindurch hervorgebracht haben, verachten wollte.“

Der von dem Japaner Hideo Inafuku zitierte und geliebte Deutsche Jakob Grimm hat am 13. November 1830 in Göttingen seine öffentliche Antrittsrede gehalten, und zwar auf Lateinisch : „De desiderio patriae“, also „Über das Heimweh“. Darüber berichteten die „Göttingische gelehrte anzeigen“ u.a. wie folgt : Jakob Grimm habe den verbreiteten Gemeinspruch, wonach des Menschen Vaterland dort sei, wo es ihm wohl ergehe, als falsch bezeichnet und dagegen aufgewiesen, daß Vaterlandsliebe ein Gefühl sei, das der menschlichen Brust so tief eingepägt sei, daß es durch Leiden und Unglücksfälle, die den Menschen im Geburtsland träfen, nicht geschwächt werden könne. Dieses Gefühl sei von der Art, „daz den auswandernden eine oft unbezwingliche sehnsucht immer wieder nach der heimath zurück zieht“. In ihr, der Heimat, habe sich „für alle unsere lebensverhältnisse die gedeihlichste sicherheit gebildet und aus dieser geht wiederum unsere Tauglichkeit und Geschicklichkeit zu beinahe allen Geschäften und unternehmungen hervor.“ Jakob Grimm habe diese Aussage noch verstärkt : „...hier (in der Heimat) haben unsere schritte und tritte festen halt, die auf fremder erde leichter ausgleiten.“

„In keinem stücke“, so sei er fortgefahren, „aber zeigt sich das band der vaterlandsliebe stärker, als in der gemeinsamkeit der sprache...“, was dazu führe, daß jeder Deutsche von Heimweh befallen werde, wenn er seiner ausgebildeten Schriftsprache entbehren sollte.

Und Jakob Grimm habe als die Besonderheiten der deutschen Sprache genannt : Kraft, Reichtum und „einzelne Milde“. Dazu „innere Fertigkeit und Gefügigkeit“, von welchen abhinge, „daz es uns gelingt auszudrücken was wir sagen wollen“. Eine Sprache, welche atme und fähig sei, „die volle lebenswärme neuer ideen, die ungezwungene natur jedes aufsteigenden Gedankens (zu) erfassen.“ Deutschland zu erhalten hieße also auch, alles auf die Pflege und Ausbildung der deutschen Sprache zu verwenden.

In einem Fernseh-Bericht über Palästina, am 28. März 2002, kam ein Jordanier zu Wort, der in Deutschland studiert hatte und den angenehme Erinnerungen mit diesem Lande verbinden. Er hatte, in seine Heimat zurückgekehrt, dort keine berufliche Tätigkeit gefunden, die seiner akademischen Ausbildung und Bildung entsprochen hätte, sondern verdiente sich sein Geld als Fremdenführer, hauptsächlich für deutsche Touristen. Nach der Situation seines Heimatlandes befragt, sagte er, es gäbe viele Schwierigkeiten in Jordanien – und er führe immer wieder mal gern nach Deutschland. Aber – das Land seines Herzens – sei hier, hier zu Haus. Und das sagte der durchaus gebildet, intelligent und ganz unideologisch wirkende Mann mit einem ganz freien, offenen und glücklichen Gesicht.

Er pendele zwischen Deutschland und Australien, sagte Joachim „Blacky“ Fuchsberger im März 2002 in der ARD-Sendung „Boulevard Bio“. Sei er hier, sehne er sich nach dort, sei er in Australien, dann sehne er sich nach Deutschland. Sein, des inzwischen 75-Jährigen Wunsch sei es, noch einmal an die Bühne zu gehen, Theater zu spielen. Aber, so fügte er sehr klar und entschieden hinzu, nicht in Australien. Denn für eine solche Tätigkeit benötige man vor allem die S p r a c h e – und zwar die M u t t e r s p r a c h e.

Interessant in diesem Zusammenhange auch die Äußerungen der weltbekannten Koloratur-Sopranistin Edita Gruberova in einem Interview mit Alfred Biolek, ebenfalls in „Boulevard Bio“, am 12. März 2002. Während des Gesprächs befragt, wo sie sich, die in der Slowakei Geborene und Aufgewachsene, zu Hause fühle, was sie als ihre Heimat empfinde, antwortet

sie : Es sei mit der „Heimat“ so eine Sache. Sie habe 16 Jahre ihres Lebens in Wien gelebt, habe sich dort sehr zu Hause gefühlt, und ihre beiden Töchter seien echte Wienerinnen geworden. Aber inzwischen lebe sie schon wieder 15 Jahre in der Schweiz und fühle sich dort auch sehr wohl. Heimat, so sagte die Gruberova, die fast akzentfrei und grammatikalisch richtig deutsch spricht, Heimat sei, so glaube sie, wohl eigentlich h i e r – und dabei legte sie ihre linke Hand auf ihr Herz. Und diese Aussage noch bekräftigend, bekannte sie, bei ihren Besuchen in ihrer slowakischen Heimat gefühlsmäßig unbeschreiblich angerührt zu sein. Und sie sprach von ganz unsagbaren Empfindungen beim Hören der slowakischen Sprache, Dieser s c h ö n e n slowakischen Sprache, wie sie sagte.

Im Dezember 1998 veranstalteten Marianne und Michael ihre bekannte Musik-Unterhaltungssendung in Murau in der Steiermark. Dabei ist es für den vorbehaltlosen Fernseh-Zuschauer auffällig und anrührend, die Äußerungen der seelischen Tiefenschichten der Menschen zu erleben.

Das überwiegend steirische Publikum wird von den Moderatoren auf seine Heimat angesprochen, und zwar auf die Landschaft, die Menschen, die Geschichte, auf Besonderheiten, Berühmtheiten u.a.m. So angesprochen reagiert das Publikum freundlich, zustimmend, begeistert, gelöst, mit sichtbarem, aber nicht überheblichem Stolz.

Und man erlebt, wieder einmal, wie Menschen sich gern mit ihrer Heimat identifizieren, wie sie sich wohl auch selber ü b e r ihre Heimat identifizieren, sich als Einzelwesen von diesem Heimatbewußtsein tragen lassen – und wie sie o h n e das alles wohl zu dem würden, was Schiller im „Wilhelm Tell“ so ausdrückte : ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

All diese Aussagen und Reaktionen decken sich mit meinen Erkenntnissen, gewonnen in vielen Jahren aus indirekten und direkten Beobachtungen der Reaktionen von Menschen aufs Phänomen „Heimat“ – einschließlich der Ergebnisse aus meiner Selbstbeobachtung. Heimat ist nichts, was eine Liebe zu anderen Landschaften und Ländern dieser Erde ausschliesse. Es ist nichts, was den Erwerb einer neuen Heimat unmöglich machte. Aber es ist etwas, was in hohem Maße I d e n t i t ä t zu stiften vermag, und es ist etwas, was sich mit der von Kind auf vertrauten Sprache, der sog. Muttersprache, verbindet. Und es hängt - wie von einer hochsensiblen Künstlerin festgestellt und gerade deshalb so überaus bedeutsam - zusammen mit dem Herzen, gewissermaßen dem intimen Sitz, dem Ort menschlicher Identität. Das Innere des Menschen, der Ort, an dem nach Meister Eckhart im sog. Seelenfünklein sich die unio mystica mit Gott zu vollziehen vermag. Und somit Gott also als der innerste Kern jeder „Heimat“ des Menschen, seiner eigentlichen Identität, desjenigen, in dem der Mensch mit sich übereinzustimmen vermag.

Gedankenblitze zur „Nation“ und zum „Nationalen“ : eine A u f g a b e, und zwar zur Abschaffung und Bewahrung zugleich, also zur Auf - hebung

Man ziehe Vergleiche zur Menschheit : was z.B. wäre, wenn man alle Pflanzenarten abschaffen wollte – zugunsten einer einzigen ? Z.B. alle Rosaceen ? Wenn man also auf Apfel, Birne, Rose, Eberesche, Pflaume, Pfirsich, Him-, Brom- und Erdbeere verzichten wollte – und stattdessen aus ihnen allen e i n e e i n z i g e Pflanze machen wollte ? (So wie Goethe die Ur-Pflanze sah, von der Schiller, zutreffend, befand : diese sei eine – I d e e)

Jawohl – es gibt sie, die Einheits-Pflanze, aber eben nicht als konkrete Wirklichkeit.

In der Wirklichkeit haben sich die Spielarten einer ursprünglich einzigen Pflanze unterm Einfluß unterschiedlicher Umweltverhältnisse und -einflüsse entwickelt. Und s i e sind die Realität. Die Ursprungspflanze konnte als solche unter den vorhandenen verschiedenartigen irdischen Umständen entweder gar nicht – oder als e i n e von vielen bzw. neben vielen Spielarten nur dort überleben, wo die ihr angemessenen Umweltbedingungen das gestatteten.

Und so, vergleichsweise, auch bei den Tieren (vgl. Goethes Metamorphose der Tiere. Reale Spekulationen).

Ebenso - nun im menschlichen Bereich - auch die Religionen (vgl. Lessings „Nathan“, Dialog Nathan - Sultan : Ring-Parabel).

So auch die menschlichen „Rassen“.

So auch die im Laufe der Geschichte unter wechselnden Bedingungen entstandenen Sozialformen.

Man erlebte am Ende des 20. Jahrhunderts den schlußendlich mißlungenen Versuch, die Verschiedenheit, Besonderheit der Rassen, Nationalitäten, Sozialformen, Religionen quasi historisch zurückzudrehen, unter der immerhin ca. 70 Jahre währenden Sowjet-Herrschaft. Oder, in weniger gewalttätiger Form, unter anderen Herrschafts-Systemen in anderen Teilen unserer Welt : z.B. Bretonen, Normannen, Südfranzosen, Basken, Korsen u.a. in Frankreich, Schotten, Waliser, Iren u.a. in England – wohingegen die Organisationsform des sog. Commonwealth bei Eigenständigkeit seiner Mitglieder zugleich einen bemerkenswerten Zusammenhalt bewahrt. Dann : die Katalanen, Andalusier, Basken u.a. in Spanien. U.a.m.

Man betrachte die innere Explosivität bis zu makabren Schlächtereien in den auf dem Reißbrett der ehemaligen Kolonialmächte entstandenen afrikanischen Staaten.

Warum nicht das alles im Hegel'schen Sinne „auf - heben“ ?

Die Besonderheiten geben der gesamten Menschheit, dem irdischen Allgemeinen, die innere Struktur und Festigkeit – wie die Kammern des Stengels der Pflanze.

Einheitsbrei ist „im Grunde“ jede erzwungene Verallgemeinerung. Wirf die Pflanzen unterschiedlichster Art in eine Mühle – und zermahle das vorher natürlich einzeln Gewordene : es bleibt ein einheitlicher Zellulose-Brei – die vielen besonderen Pflanzen jedoch sind tot. S i e aber sind das, was wir als L e b e n kennen und lieben. Und sie sind das, was als in sich vollendete Besonderheiten allein dieses irdische Leben zu bestehen vermag.

Irgendwann, d.h. während einer jahrtausendelangen Entwicklung, ist alles auseinandergegangen. Auch die Sprachen. Vgl. den Mythos vom Turmbau zu Babel und der allgemeinen Sprach-Verwirrung. Vgl., im kosmischen Maßstab gesehen, das Auseinanderstreben der gesamten Materie infolge des sog. Ur-Knalls. U.a.m.

Warum also die ersehnte Überwindung dieser Vielgestaltigkeit und Besonderung auf solche Weise versuchen, daß man allen Besonderungen Zwang antut, sie unter Aufgabe ihrer selbst zusammenzuzwingen versucht ? Warum nicht ihre wahrhafte Auf - hebung versuchen – auf eine zwanglose Weise der geistigen Freiheit, wie Nathan, unter Beibehaltung der Individualitäten und ihrer Selbst-Bewußtseine ? Unter Wahrung der Identitäten ?

Nur wer oder was etwas Besonderes ist, das auch weiß und in dieser inneren Sicherheit lebt, vermag in seiner Besonderheit am Grunde die Gemeinsamkeit zu entdecken – und damit seine Besonderheit zu überwinden, indem er sie überhört,

Das Einzelne, Besondere, Bestimmte – oder anders : das geschichtlich Gewordene und Entfaltete – und das Allgemeine

Es ergibt sich schließlich die Frage nach der Wertigkeit des Einzelnen und Besonderen, welches das Vergängliche ist.

Es hat, verglichen mit dem Allgemeinen, Über-Individuellen, gar Unvergänglichen eigentlich überhaupt kein Gewicht.

Aber – und hier gilt es nun einem häufigen Mißverständnis zu begegnen – es hat durchaus einen eigenen Wert. Denn : warum, wenn es denn ist – ist es ? Und, erinnern wir uns der philosophischen Diskussion und Erkenntnis : das Allgemeine ist, zumindest für uns Irdische, Unvollkommene, nur vom Besonderen her zu fassen und analogisch zu verstehen. Das Allgemeine drückt sich im Besonderen, mittels des Besonderen aus. Es hat in ihm seine Erscheinung. Die göttliche Musik, par exemple, ist ohne eine gelungene menschliche, aber eben besondere Komposition nicht vorstellbar – oder nicht ohne eine besondere wunderschöne menschliche Stimme. Wie die allumfassende Liebe nicht ohne die vorgeliebte Liebe besonderer Menschen erlebbar und glaubhaft ist.

Von unten nach oben gesehen, vom Geschichtlichen zum allumfassenden Einen, also von Stufe zu Stufe verallgemeinert sich der Inhalt der Identitäts-Zwiebel immer mehr. Um sich als Bürger einer bestimmten Stadt zu fühlen, bedarf es der absoluten Deckungsgleichheit mit den im eigenen, privaten Hause geltenden Regeln nicht. Und so fort – nach „oben“, zum Allgemeinen hin weiter.

Jedoch : empfehlenswert bleibt es in jedem Falle, möglichst keine Stufe, von der Privatsphäre bis zum Staate hin und weiter, zu überspringen. Es darf keine Identifikation mit einem bestimmten Staate erwartet werden, wenn es auf dem Wege dahin keine Verklammerungen mit kleineren sozialen Einheiten gab, die zu der „höheren“ Einheit organisch hinführen, mit ihm organisch verwachsen sind.

Die möglichst spannungslose Verständigung mit anderen Nationen, Staaten, Kulturkreisen wird erst möglich, wenn alle Stufen innerhalb der eigenen Nation im einzelnen verwirklicht wurden. Wenn alle Schichten, alle Zwiebelhäute sich, jede möglichst ausgereift und wahrhaft identitätsschaffend, übereinanderliegend miteinander verwachsen sind – und damit den Einzelnen, das Individuum, in sich seiner selbst sicher gemacht haben.

Das ist sicherlich eine Idealvorstellung – was dagegen nicht bedeutet, daß sie für die Realität bedeutungslos wäre. Im Gegenteil : man sollte sich bei der möglichst vernünftigen Gestaltung und Bewältigung der Realität von ihr leiten lassen.

Denn erst auf dieser Ebene der Identitäts-Reife ist das in sich selber nicht ängstliche Kontakt-Aufnehmen mit Angehörigen anderer Kulturkreise – vorausgesetzt sie sind ihrerseits in sich ebenso identitätsfest und -reif - erfolgreich möglich. Auf dieser Ebene läßt sich

Allgemeineres akzeptieren, dem die Partner sich subsumiert fühlen können – seien es übernationale Zusammenschlüsse im kontinentalen oder im Weltmaßstab.

Sog. Quereinsteiger in eine Nation können nur dann, und zwar für beide Seiten, erfolgreich sein, wenn sie bereit sind, sich mit allen Identitäts-Schichten oberhalb ihrer ganz privaten zu identifizieren. Andernfalls müssen Versuche, sich ohne Rücksicht auf die bestehenden sprachlichgeschichtlich-kulturellen Besonderheiten, gewissermaßen durch deren Überspringen, sofort im Allgemeinen wieder- und zusammenzufinden, scheitern. Denn ein solches Unterfangen, das eigentlich kein Schritt, sondern ein Sprung ist, erweist sich für die innere Struktur des normalen Einzelmenschen als zu groß. Die Stufen-Schichten bis zum Allgemeinen hin fehlen, sind nicht ausgebildet, die Selbst-Sicherheit, durch untere Zwiebschichten nicht gestützt, fehlt. Der Mensch ist „hohl“, bricht in sich zusammen. In praxi fällt er dann im Regelfalle auf seine zwar bisher bestehende, aber unausgereifte Identität zurück – was zur verständnislosen, harten Auseinandersetzung zwischen Positionen führen muß, die sich als nichts anderes als fremd und bedrohlich empfinden und erleben.

So bleibt es immer eine unkluge Handlungsweise, die Wirklichkeit des Besonderen – dessen, was Lessing/Nathan die „Geschichte“ nennt – überspringen zu wollen. Die Wahrheit zu mißachten, daß das Allgemeine nur über das Besondere erreichbar und verwirklicht ist.

Drum noch einmal : nur wenn ich weiß, daß i c h i c h bin, und : w e r ich als i c h bin – nur d a n n vermag ich mich, und zwar bewußt (aber das gehört zum Begriff und zum Phänomen des „Ich“) anderen, vermag ich mich f ü r andere zu ö f f n e n – und mich auf sie einzulassen.

Das hat etwas zu tun mit dem Phänomen des Ichs, des Ich-Seins, der Ich-heit. Und, logischerweise, mit dem Bewußtsein. Denn ohne Bewußtsein gibt es kein „Ich“.

Ohne bewußtes Ich zu sein, vermöchte man sich weder zu öffnen – noch zu verschließen. Man wäre – z.B. als vermeintlich offen – nichts als ein totes Gefäß, eine offene Röhre, in die etwas hineingeht, ohne daß davon etwas bemerkt wird. Andererseits wäre man, als vermeintlich verschlossen, nichts als ein lebloser Block, an dem alles Ankommende abprallt, ohne daß dieser überhaupt etwas davon bemerkt – geschweige denn, wissend und bewußt, daran beteiligt ist.

Nur als ein „Ich“, das sich seiner selbst als ein solches bewußt ist, vermag man sich in echter, d.h. wahrhaft lebendiger Weise und aus freier Entscheidung Anderem, Fremdem zu öffnen. Nur d a s ist ein dauerhaftes, nachhaltiges Sichöffnen – und dazu von einer Qualität, die zu erreichen man dem Menschen nicht vorenthalten sollte, denn sie allein wird seinem ursprünglichen Wesen gerecht, nämlich dem einer moralischen Qualität.

Habe ich k e i n Selbstbewußtsein und öffne mich Fremdem, dann werde ich von diesem ganz erfüllt, überfremdet, und bin am Ende – e s , das Fremde, in einer Hülle, die vielleicht noch wie mein äußeres Ich aussieht, ohne daß indes mein Inneres dem entspräche. Es k a n n auf diese Art keine echte Begegnung, keine Verschränkung in der Begegnung geben.

Habe ich ebenso kein Selbstbewußtsein und v e r s c h l i e ß e mich allem Fremden, so vermag es, logischerweise, ebenfalls keine fruchtbare Vermittlung mit Anderem zu geben. Ich bleibe die nach außen hin sich selbstbewußt gebende innere Leere, die sich nach außen scheinbar umso selbstbewußter gibt, ja geben muß, je leerer sie in sich selbst ist. Der Versuch einer Kompensation der N i c h t i g k e i t mit n i c h t s. Eine furchtbare und

gefährliche Erscheinung. Was, z.B., bei allen Phänomenen der Fall ist, die sprachlich als „Ismen“ bezeichnet werden. Z.B. ein Nationalismus – im Vergleich zu einem Verhalten, das sich seiner Nation, nämlich als National-Bewußtsein, bewußt ist.

So ist nie der enge Zusammenhang zwischen der Sprache und ihrem Gebrauch, der auf Denken beruhen sollte, zu mißachten.

Man kann natürlich – und das wird, leider, erstaunlich oft getan, häufig gut gemeint, weil mit dem Begriff der Nation immer die Gefahr gegeben ist, zu einem Nationalismus zu entarten – man kann natürlich allein deshalb den Begriff und das, was er meint, tabuisieren, um damit, vergeblich, die Gefahr einer Entartung gar nicht erst entstehen zu lassen. Doch wäre das eine „Lösung“ etwa so, als wollte man deshalb, weil zum Leben die Krankheit gehört, von vornherein alles Leben unterbinden. Dann vermöchte in der Tat nichts mehr krank zu sein. Abstrus.

Die Gefahr eines Nationalismus liegt – wie bei anderen Ismen auch – nicht in der realen Gegebenheit einer Nation, sondern im falschen Verständnis und demzufolge im falschen Umgang des Menschen mit ihr – und zutiefst in der mangelhaften Selbstsicherheit der sie angeblich bildenden Menschen. So ist auch der Islamismus eine allein im Verschulden der Menschen liegende Entartung des Islam.

Eine existenzielle Gegebenheit, wie die Geschichte es ist, bewußt akzeptiert und bewußt angeeignet, führt dagegen aus innerer Logik stets über sich hinaus. Alles sich seiner selbst bewußte und in sich vollendete Besondere bleibt, ohne sich selber aufgeben zu müssen, auf a n d e r e s Besondere und schließlich – aufs Allgemeine bezogen.

Die „religio“ – der Kern aller wahren Identität

Warum verfehlt der Mensch sein eigentliches Wesen – o h n e die religio, ohne die Rückbindung an seinen unerforschlichen Ursprung, der in der Geschichte der Menschheit gemeinhin „Gott“ genannt wird ?

Oder, radikaler gefragt : Warum kann der Mensch ohne religio, also letztlich ohne Gott, auch nicht mit sich selbst übereinstimmen ? Warum fehlt ihm in diesem Falle I d e n t i t ä t ?

Um mit sich selbst übereinstimmen zu können, bedarf es des S e l b s t . Jedoch : der Mensch ohne Gott – hat kein wahres Selbst. Denn ohne i h n wäre er nicht. Also – vermag er ohne ihn auch nicht mit sich selbst übereinzustimmen.

Was ist eigentlich „selbst“ ?

Das Selbst ist die einzelne Pflanze Individuum, entsprungen, entwachsen dem alles umfassenden Boden der schöpferischen Allmacht.

Doch – das bloße Geschaffen-s e i n reicht nicht, ist erst die potentielle Identität, nicht die verwirklichte. Das bloße Geschaffensein ist nur erst die Möglichkeit, selbst zu s e i n . Diese muß verwirklicht, realisiert werden. Doch dafür muß der Mensch wissen, w o h i n der Schöpfer ihn in seiner Möglichkeit gewiesen hat. Welchen Weg innerhalb der Möglichkeit der

Mensch, frei wählend, zu beachten und zu gehen hat, um als sein eigenes Selbst die Ebenbildlichkeit mit Gott zu treffen.

Wie aber kann man begründen, daß Gott - bzw. daß etwas für unendlich, ewig, allmächtig, un-manipulierbar, letztlich unerkenn- und unerforschbar etc. Gehaltenes bzw. Geglaubtes - daß also dieses, n u r dieses der Kern der menschlich-individuellen Identität sein kann ? Des Zustands, in dem man mit s i c h übereinstimmt ? Mit sich im reinen ist ? Sich als sich selbst erkennt, „ja“ zu sich sagen kann, will bzw. muß ?

Wieso kann ein Anderes, Anderer, nämlich Gott, der Lebenskern eines Individuums sein ? Kann das Allgemeine der innerste Kern eines Besonderen sein ? J e d e s Besonderen ?

Wieso kann aber, zugleich, jedes Besondere nicht das Allgemeine sein, sondern – nur über seine Vollendung in sich selbst am Allgemeinen teilhaben und – sich dieser Teilhabe dann auch bewußt sein und – sich in Verantwortung vor ihm fühlen ?

Die Identität ohne den Glauben an Gott, ohne das Bewußtsein, daß mein ganzes Selbst in ihm, nur in ihm, seinen Ursprung, sein Alpha und Omega hat, nur in ihm seine Mitte, seinen Kern hat – eine solche „Identität“ ist hohl, ist eigentlich eine Schein-Identität.

Niemals bin ich etwas aus freien Stücken, aus eigener Macht. Auch das Besondere, das mich von anderen unterscheidet und mich zum unverwechselbaren Individuum macht, wurzelt in Ihm. Der in vielen Farben leuchtende Regenbogen ist „nur“ die Summe einer unterschiedlichen Brechung des E i n e n Lichts. Im Analogon zur Natur erkennt man die höchste Wahrheit, im Besonderen das Allgemeine.

Ohne den Kern fehlt den äußeren Schichten der Gesamt-Identität der innere Halt, der Lebenssaft. Sie verdorren, werden hart an sich selber, undurchlässig, werden unfähig zu weiterem, zu jedem Wachstum – bis sie verfaulen.

Manchmal, wahrscheinlich sogar oft, wird von denen, welchen der Kern fehlt, dieser Mangel als ein solcher empfunden. Doch anstatt ihn mit dem, wenn auch verspäteten Bewußtsein vom einzig wahren Kerne zu beheben, erfindet man etwas Pseudo-Allgemeines, das man sich und den Menschen, manchmal gewaltsam, verordnet. Und wirklich pulst von ihm aus für eine Zeitlang durch alle Zwiebelhäute so etwas wie Leben. Bis eines Tages der Irrtum von innen sich aufdeckt. Meist furchtbar. Denn das Pseudo-Allgemeine ist ein m e n s c h l i c h e s Produkt, gehört selber zur Qualität des Geschichtlichen – und vermag diesem selbst keinen Halt zu geben, da es selber geschaffen und abhängig ist.

Aus mir selber vermag ich die Grundlage für meine Übereinstimmung mit mir nicht zu nehmen. Diese kann nur erfolgen, indem meine Entwicklung, zu der ich aus Freiheit mich selbst entscheide, mit meiner von mir selbst n i c h t erschaffenen Grundlage, d.h. der G r u n d l a g e meines Selbst, übereinstimmt.

Was ohne mein Tun, als Schöpfung Gottes, in mir ist : die Existenz als solche, das Menschsein, dem es zugehört, frei zu sein und – sich in Verantwortung gegen Gott und die Schöpfung entwickeln zu können – was also von Gott in mir ist : e s ist die Grundlage jeder menschlichen Identität.

Meister Eckhart und die menschliche Identität

Denn, so sagt Meister Eckhart in seinem Traktat „Von der Abgeschiedenheit“, wie Gott von keiner Mannigfaltigkeit zerstreut werden könne, so könne einen Menschen, der Gott in Wahrheit bei sich habe, nichts zerstreuen noch vermannigfaltigen. Denn er sei eins mit dem Einen, bei dem alle Mannigfaltigkeit Einheit sei.

Wäre dem Menschen alles Gott, so wäre ihm an allen Orten und bei allen Leuten gar recht und wohl, denn er hätte Gott inne, und d e n könnte ihm niemand rauben.

Voraussetzung dafür sei, daß man Gott im Gemüte habe und daß man innig und bewußt sich zu Gott hinwende und zu ihm strebe, nicht etwa nur gleichmäßig stetig an ihn denke. Der Mensch solle nicht bloß einen gedachten Gott haben, denn wenn der Gedanke verginge, verginge damit auch der Gott. Sondern der Mensch solle einen wesenhaften Gott haben, nur der verginge nicht. Wer Gott im Wesen innehabe, der erfasse ihn gottgemäß und dem leuchte er in allen Dingen. In einem solchen Menschen habe Gott allzeit die Augen offen und in ihm begäbe sich eine stille Abkehr vom Äußeren. So etwas könne der Mensch nicht dadurch lernen, daß er vor den Dingen des Äußeren flüchtet, sondern dadurch, daß er lerne, die D i n g e z u d u r c h b r e c h e n und seinen Gott i n i h n e n zu erfassen.

Weil der Mensch in diesem Leben nicht ohne Geschäftigkeit bestehen könne, d i e n u n e i n m a l s e i n T e i l s e i, darum solle er es lernen, seinen Gott zu besitzen in allem, was geschehe. Und wolle das äußere Werk das innere zerstreuen, so folge der Mensch dem inneren.

Wenn aber - das geht aus den Aussagen Eckharts hervor - der Mensch dermaßen eins wäre mit dem Einen, dann existierte er als Besonderheit nicht mehr, sondern wäre aufgegangen in das höchste Allgemeine, in Gott. Eckhart also weiß bei aller Verkündigung der Notwendigkeit des Bestrebens, sich nicht in der Mannigfaltigkeit zu zerstreuen, daß gleichwohl das irdische Leben des Menschen von der Mannigfaltigkeit, also vom Leben in der Besonderung geprägt ist. Und daß es des Menschen Schicksal ist, in der Besonderheit zu existieren. Eckharts Mahnungen zielen darum nicht darauf ab, den Menschen schon hier zum Verlassen seiner Welt zu verführen – denn eine Verführung wäre es, weil ein derartiger Versuch, entspränge er dem Willen des Menschen allein, zum Scheitern verurteilt wäre, da dem Schöpfungswillen Gottes zuwider.

Aber – Eckhart legt es dem Menschen nahe, bei allem, was er hier, unter den Gesetzen der Mannigfaltigkeit tut, nicht den Ursprung, aus dem alles Besondere kommt, zu vergessen, sondern sich hier, in dieser irdischen Welt, so zu benehmen, so zu verhalten, so zu handeln, als stünde er in der Verantwortung für das Allgemeine. Der Gedanke an Gott, an das Allgemeine, durchwirke das, was er, als ein Besonderer, gegenüber allem anderen Besonderen tut, das aus dem Allgemeinen gekommen ist wie er selbst.

Gott ist insofern der innere Kern des Menschen, der Kern von dessen je besonderer I d e n t i t ä t. Und alles andere, alles was dem Menschen im Jetzt und Hier Heimat und Selbstverständnis gibt – es legt sich als die Zwiebelhäute seiner äußeren Identität um jenen Kern, wird von ihm mit der wesentlichen Existenz- und Lebenskraft durchströmt.

In seinem Traktat „Von der Selbsterkenntnis oder: Von der Vollendung der Seele“ sagt Eckhart, daß wer zum höchsten Adel seines Wesens gelangen wolle und zur Anschauung des

höchsten Gutes, das Gott selber sei – daß wer dieses wolle, „ein Erkennen seiner selbst haben“ müsse – wie auch der Dinge, die um ihn seien, bis zum Höchsten.

Mit dieser Formulierung „zum höchsten Adel seines Wesens“ meint Eckhart natürlich nicht den Aufstieg in eine gesellschaftliche Klasse oder Schicht, also etwa die Erhebung in den Stand des Hochadels. Eindeutig wird das an dem Genitiv-Attribut „seines Wesens“. „Adel“ wird hier – diese Annahme wird gestützt durch die für Eckhart nachgewiesene hohe Sprach-Kompetenz – „Adel“ wird hier also in seiner ursprünglichen Bedeutung verstanden: „Adel“ = ein Zustand, der den Gegensatz zur „Gemeinheit“ darstellt. Ähnlich wie „edel“ in der Bedeutung „vortrefflich“. Althochdeutsch „ō t“, altsächsisch „ō d“ in der Bedeutung „Besitz“ führt auf altnordisch „ō d a l“ zurück, in der Bedeutung „Heimat“, „Anlage“, „Grundbesitz“. Ein sprachlich Sensibler wie Eckhart hat diese Bedeutungstiefen des Wortes „Adel“ selbstverständlich noch im Sprachgefühl, wenn er „höchster Adel seines (nämlich des Menschen) Wesens“ formuliert.

Und demzufolge kann mit dieser Formulierung nur folgendes gemeint sein: Die „Heimat“ bzw. der „Grundbesitz“ des menschlichen Seins ist – dessen Schöpfer, ist „Gott“. Noch schlichter gesagt: ohne Gott ist der Mensch nicht, hat er weder Grundbesitz noch Heimat. Ist er sich dieser schlichten Tatsache nicht bewußt, glaubt er sich gar existierend aus eigener Machtvollkommenheit, so ist er ein gehaltloses Nichts, etwas das ohne H e i m a t, ohne Existenzgrund lebt. Ja – sein sog. Leben ist eigentlich zu keinem geworden. Gott ist der Ur - sprung, ist der Ur - grund, aus dem der Mensch entsprang – und bis zum heutigen Tage immer wieder bzw. noch entspringt. Trotz der zwischen Mann und Weib stattfindenden Zeugung, trotz Entstehung, Getragenwerdens im, des Geborenwerdens aus dem Mutterleib. Trotz der vielfältigen und -zähligen Versuche, Menschen in der Retorte entstehen zu lassen. Alles das nur gewissermaßen Handlangerdienste der eigentlichen Schöpfung, Nachvollzüge dessen, was in der göttlichen Schöpfung vorgezeichnet, „ein-programmiert“ worden ist.

Das Allgemeine und das Besondere beim Pseudo-Areopagiten

Als ein weiterer Beleg für die Plausibilität der von Meister Eckhart vorgetragene Gedanken seien einige Gedanken des Dionysius erwähnt.

Er war Mitglied des Areopags, des „Ares-Hügels“ westlich der Akropolis von Athen, des Tagungsortes sowohl wie auch des so benannten obersten gerichtlichen Kontroll-Organs des athenischen Staates, gewissermaßen des athenischen Staatsgerichtshofs.

Dionysius wurde gemäß der Apostelgeschichte (17, 34) durch die Predigt des Apostels Paulus in Athen zum Christentum bekehrt, soll der erste Bischof von Athen gewesen sein und im Zuge der Christenverfolgungen entweder unter Hadrian (geb. 76 n. Chr., gest. 138) oder bereits unter Domitian (geb. 51 n. Chr., ermordet 96) den Märtyrertod erlitten haben.

In einem Streit um die wahre Lehre berief man sich im Jahre 533 auf Schriften des Dionysius – es sind ihrer vier: Über den göttlichen Namen; Über die mystische Theologie; Über die kirchliche Hierarchie; Über die himmlische Hierarchie; des weiteren 11 Briefe. Diese Schriften, so meinte die Forschung nicht zu Unrecht feststellen zu dürfen, können aber kaum vor dem 5. Jh. geschrieben worden sein, zu einer Zeit also, als Dionysius schon längst nicht mehr lebte. Sie gehören wohl in den Umkreis des Neuplatonikers Plotin (205 bis 270 n. Chr.) – und bekamen wegen der irrtümlichen bzw. falschen Zuweisung an Dionysius Areopagita die Bezeichnung „Pseudo- (d.i. „falsch, unecht“) Areopagita“ bzw. „Pseudo-Dionysius“.

Jedenfalls wurden diese Schriften, ungeachtet ihrer unbekanntenen Urheberschaft, immer für bedeutend gehalten und haben insbesondere im Mittelalter eine bedeutende Rolle gespielt, Sie gerieten nach Frankreich, wurden ins Lateinische übersetzt und wurden zum Ausgangspunkt und zur Grundlage der mittelalterlichen Mystik.

Schließlich identifizierte man den Dionysius Areopagita bzw. den Autor der unter seinem Namen bekannten Schriften mit Dionysius von Paris, Saint Denys, der im 3. Jh. von Rom nach Paris gekommen sein soll, wo er nach seiner Enthauptung mit dem Kopfe in der Hand zum Orte eines Klosters gegangen sein soll, das nach ihm St. Denys genannt wurde.

Dieser Dionysius wurde als Schutzheiliger Frankreichs verehrt. 1629 wurde nachgewiesen, daß der Verfasser der Areopagitischen Schriften und Saint Denys nicht ein und dieselbe Person sein können. Eine neue Bestätigung des Attributs „Pseudo“ im Zusammenhange mit Dionysius von Athen.

Unabhängig von dieser unklaren Autorschaft behielten die Areopagitischen Schriften ihre Bedeutung. Sie wurden von dem bedeutenden Theologen/Philosophen Johannes Scotus Eriugena (810 bis 877) übersetzt und später von angesehenen und berühmten Theologen bzw. Philosophen kommentiert, so z.B. von Hugo von St. Viktor, Albertus Magnus und Thomas von Aquin.

Der Kunsthistoriker Hans Sedlmayer zitiert den Pseudo-Areopagiten in seinem bedeutenden Werk „Die Entstehung der Kathedrale“ mit folgenden Worten: „Indem er (der Pseudo-Areopagite) die Lehren des Plotin und mehr noch des Proclus mit dem Glauben des Christentums verband ... vermählte (er) die neuplatonische Überzeugung von der fundamentalen Einheit und lichtvollen Lebendigkeit der Welt mit den christlichen Dogmen des dreieinigen Gottes, der Erbsünde und der Erlösung. Nach dem Pseudo-Areopagiten ist das Weltall geschaffen, belebt und zusammengehalten durch die beständige Selbstrealisierung des Wesens, das Plotin „den Einen“, den die Bibel „den Vater“ genannt hatte und das er „das superessentielle Licht“ oder sogar die „unsichtbare Sonne“ nennt ... Es ist ein gewaltiger Abstand von der höchsten, rein intelligiblen Sphäre des Seins zu der niedrigsten, beinahe materiellen (beinahe: denn das Existieren einer bloßen Materie ohne Form kann nicht einmal in Worten behauptet werden); aber es ist kein unüberwindbarer Abgrund zwischen den beiden. Es gibt eine Hierarchie, keine Dichotomie. Denn sogar das niederste geschaffene Ding hat irgendwie Teil an der Essenz Gottes – menschlich gesprochen, an den Eigenschaften der Wahrheit, Güte und Schönheit. Deshalb kann der Prozeß, in dem die Emanationen des göttlichen Lichts niederfluten, bis sie beinahe in der Materie verschlungen und in einem scheinbar sinnlosen Haufen roher materieller Körper zerbrochen werden, immer umgekehrt werden zu einem Aufstieg aus Befleckung und Vielfältigkeit zu Reinheit und Einheit und deshalb braucht der Mensch, anima immortalis corpore utens, sich dessen nicht zu schämen, daß er von der sinnlichen Wahrnehmung und von der von den Sinnen gesteuerten Einbildung abhängt. Statt sich auf die physische Welt zurückzuwenden, kann er hoffen, sie zu überwinden, indem er sie absorbiert ...“

Unser Geist, sagt der Pseudo-Areopagite am Beginn seines Hauptwerkes „De caelesti Hierarchia“ ... kann sich zu dem, was nicht materiell ist, erheben unter der bloßen Führung dessen, was materiell ist (materiali manducatione). Sogar den Propheten konnten die Gottheit

und die göttlichen Tugenden nur in irgendeiner **sichtbaren** Form erscheinen. Dies aber ist möglich weil alle sichtbaren Dinge „materielle Lichter“ sind, die die intelligiblen Dinge spiegeln und letztlich die vera lux Gottes selbst : „jedes Geschöpf, sichtbar oder unsichtbar, ist ein Licht, zum Dasein gebracht vom Vater der Lichter ... Dieser Stein oder dieses Stück Holz ist ein Licht für mich ... Denn ich nehme wahr, daß es gut und schön ist; daß es existiert gemäß seinen eigenen Gesetzen und Verhältnissen; daß es sich in Art und Gattung von anderen Arten und Gattungen unterscheidet; daß es seine Ordnung nicht überschreitet; daß es einen Platz gemäß seiner spezifischen Schwere sucht. Indem ich solche und ähnliche Dinge in dem Stein wahrnehme, werden sie Lichter für mich, das heißt, sie erleuchten mich (me illuminant). Denn ich beginne zu denken, woher der Stein mit solchen Eigenschaften begabt ist, und unter der Führung der Vernunft werde ich bald durch alle Dinge zur Ursache aller Dinge geführt, ...“.

Sind die zitierten Text-Ausschnitte an sich bereits klar genug, so sei trotzdem noch einmal das für unser Thema Relevante hervorgehoben. Zwischen der höchsten, rein intelligiblen Sphäre des Seins, eben dem „Allgemeinen“, und der materiellen, eben dem Daseinsbereich des Besonderen und, sofern es den Menschen betrifft, des Geschichtlichen – zwischen beiden Sphären besteht kein unüberwindbarer Abgrund. Es gibt zwar eine Hierarchie, aber keine Dichotomie. Sogar das niederste geschaffene Ding habe irgendwie Teil an der „Essenz Gottes“, also am Allgemeinen. Und deshalb brauche der Mensch, der über eine unsterbliche Seele in einem bedürftigen Körper verfüge, sich nicht zu schämen, daß er von der sinnlichen Wahrnehmung und von der Einbildung abhängt, die von den Sinnen gesteuert werden.

Denn unser Geist vermag sich - aus den Bedingtheiten des Materiellen, des Besonderen und des Geschichtlichen - zu dem zu erheben, was nicht materiell ist – zum Allgemeinen.

Jedes Irdische, Besondere existiert gemäß seiner eigenen Gesetze und Verhältnisse. Es unterscheidet sich in Art und Gattung von anderen Arten und Gattungen. Es sucht einen Platz „gemäß seiner spezifischen Schwere“. Indem sich ein Ding dermaßen darstellt, gewissermaßen in sich, in seiner Art vollendet, wird es durchlässig für die Erkenntnis der Ursache aller Dinge, für das Allgemeine.

Abschließend zurück zur Wahrheit in der Ring-Parabel des „Nathan“

Der Mensch - als ein Besonderer - vermag in direktem Aufschwung den Weg zum Allgemeinen nie und nirgends zu schaffen. Deshalb vermag auch kein Weg, welcher auch und von wem immer verheißen werden mag, jemals eine Garantie dafür zu sein. Und so sollten wir nicht nur, sondern **m ü s s e n** denn an unseren jeweiligen Besonderheiten festhalten, z.B. auch an der deutschen, und müssen sie als unser Geschick sowohl – wie auch als unsere Verantwortung und Aufgabe akzeptieren. Letzteres bedeutet: wir müssen diejenigen Möglichkeiten, die in unserer Besonderheit liegen, bis ins letzte entwickeln und ausschöpfen – sofern sie menschlich verantwortbar sind. Nur dadurch gewinnen wir unser Selbstbewußtsein und auch Selbstwertgefühl – genauso wie zugleich die Erkenntnis von unseren Grenzen.

Dieses Grenzbewußtsein bei gleichzeitig gewonnener Sicherheit in uns selbst erst macht uns fähig zu wahrhafter Offenheit für Andere und Anderes, d.h. für fremdes Besondere. Indem wir uns diesem öffnen und es in uns hineinnehmen, **o h n e** uns selber dabei zu verlieren, wächst in uns das erkennende Ahnen fürs Allgemeine, dem wir alle entspringen. Vernünftiges,

verantwortungsvolles Bewahren des Besonderen allein – öffnet uns den Weg zum Allgemeinen. Keine e c h t e, von innen her dauerhafte Weltgemeinschaft der Menschheit o h n e das Bewahren der Besonderheiten, in welchen die Menschen ihre Zuhause haben und erleben, die sie, solange wie nötig, brauchen.

Allerdings – alles dieses muß gelernt und internalisiert werden : bei all der Liebe für die eigene Besonderheit darf nie das Wissen davon vergessen werden, daß d i e s e vertraute Lebensart keine a b s o l u t e ist, daß „drüben“, über der Grenze von der eigenen Identität zu denjenigen anderer, Nachbarn wohnen, die i h r e geschichtlich gewordene Heimat haben – wie wir die unsere, und daß w i r vorm Absoluten s o r e l a t i v sind wie s i e, und daß wir somit im G r u n d e Brüder sind, alle aus e i n e r Schöpferhand entsprungen.

B e i d e Aspekte, den des je eigenen Besonderen – wie den des jegliches Besondere umfassenden Allgemeinen, gilt es zugleich und miteinander zu sehen und miteinander zu vermitteln. Denn : so, wie man den Anderen in seiner Andersheit, Fremdheit benötigt, um sich selber zu erkennen – so benötigt man sich selber, in seinem ganz unverwechselbaren So-Sein, um die fruchtbare Auseinandersetzung mit dem Anderen zu wagen.

Ja – diese S i c h e r h e i t der Ausgangsposition ist unabdingbar, um auf den Anderen zuzugehen, sich in der Auseinandersetzung i h m auszusetzen – und dabei, nur ein scheinbares Paradox, erst eigentlich s e l b s t zu werden. Eine Verschränkung von Allgemeinem und Besonderem, welche die eigentliche Struktur, besser : Wachstums-Struktur des Menschen ausmacht. Wir alle sind Menschen, aber wir alle sind dabei doch jeder für sich ein b e s o n d e r e r Mensch. Das Recht auf das Eine schließt das des Anderen nicht nur nicht aus, sondern eines bedingt das andere.

Es wird zwei Wege und zwei Gruppen von Menschen geben bei dem Versuch, das Allgemeine mit dem Besonderen zu vermitteln : die von allem Geschichtlichen stärker Abhängigen – sie muß man den Weg der Vollendung über die Geschichte, i h r e Geschichte, gehen lassen. Sie müssen ihre volle Identität, insbesondere ihr Identitäts-Bewußtsein - d.h. aber auch und insbesondere die Erkenntnis des wahren Identitäts-Kerns - über die volle Ausbildung ihrer jeweiligen äußeren Identitäts-„Zwiebelhäute“ erreichen.

Dieser Weg wird aber, weisheitsgemäß, mit der permanenten Lehre vom göttlichen Kern begleitet werden müssen, damit er in keine falschen Richtungen geht. Die Menschen dieser Gruppe, die übergroße Majorität aller Menschen, dürfen zu nichts gezwungen werden, was ihrem inneren Entwicklungsstand vorauseilt, was sie von innen her noch nicht zu erfüllen, auszufüllen vermögen – alles natürlich unter dem Vorbehalt des menschlich Verantwortbaren.

Die andere, der Zahl nach wohl verschwindend kleine Gruppe - wie z.B. Nathan, der Sultan u.a. - kann sogleich ins Allgemeine gehen, kann geistig in ihm leben, ohne Identitätseinbußen zu erleben. Sie werden allerdings so weise sein, dabei nicht das bestehende Geschichtliche zu ignorieren, nicht nur um der anderen, sondern a u c h um ihrer selbst willen. Denn bei aller geistigen Weite und ihrer Fähigkeit, sich mit und in ihr identisch zu fühlen – sie bleiben bei allem doch immer Kinder dieser Erde. Auch sie empfinden den Klang ihrer Muttersprache als etwas unvergleichlich Heimatliches, auch wenn sie dabei nie in die Gefahr geraten, diese zu verabsolutieren.

Bei allem jedenfalls, was im Jetzt und Hier, was nach den Gesetzen der Endlichkeit und Geschichtlichkeit getan werden muß, müßte man es zuwege bringen durchscheinen zu lassen, daß dieses nicht das Letzte, nicht der End- und Selbstzweck ist. Andererseits dürfte das Aufscheinenlassen dieses Allgemeinen nie bedeuten, dasjenige was nach den hiesigen geschichtlich bedingten Gesetzen notwendig ist, etwa zu mißachten oder gar abschaffen zu wollen.

Und es darf am Ende niemals vergessen werden, daß es bei dieser ständig notwendigen Vermittlung zwischen Besonderem und Besonderem und – zwischen Besonderem und Allgemeinem nicht ohne die Kraft der Liebe geht. Der Liebe, sowohl sich selbst wie auch die überindividuelle Gemeinschaft und das Allgemeine zu wollen. Der Liebe – als der Kraft des Lebens, die dem Lebendigen zugewandt ist – in sich selbst wie in den anderen. Der Kraft, die vom Leben des Geistes in sich erfaßt, sich mitverantwortlich fühlt dafür, daß dieser Geist letztlich bestimmend bleibt für das große Geschehen des Lebens dieser Welt, an dem mitzuwirken uns Einzelnen, jedem auf seine besondere, einmalige Weise, den Sinn unseres Daseins gibt.

Denn die Liebe ist die Energie und die Seele des Weltalls – doch sie benötigt, um wirksam werden zu können, in Form der Erscheinung eines vergänglichen Besonderen - gewissermaßen wie die Luft zum Atmen - eben dieses eigene geschichtliche Sein.

Das eigene geschichtliche Dasein und dessen Vollendung – gewissermaßen „die Luft zum Atmen“ für dessen Überwindung in Form von Auf - hebung

Es gibt viele, z.T. gelehrte Aussagen zu diesem Thema. Doch in den meisten Fällen, so jedenfalls der Eindruck, bleiben die Aussagen im vornehmen bzw. gelehrt wirkenden Dunst - und es wird dem schlichten Geist nicht klar, worum es dabei denn eigentlich geht. Es ist die Attitüde derer, die irgendwann gelernt haben, sich mit einer Aussage niemals festzulegen, weil das, wie es denn in den meisten Fällen auch tatsächlich ist, die Gefahr in sich birgt, monokausal zu sein, und die Gefahr der Intoleranz in sich trägt. Das aber scheut man wie der Teufel das Weihwasser, und damit hat man ja auch tatsächlich recht, zumindest will man nicht in den Anschein der geistigen Enge geraten. Man vergißt aber darüber, daß es im individuellen wie im gesellschaftlichen menschlichen Leben Existenziale gibt, die man nur als das benennen kann, was sie sind. Nämlich Realien des Menschen von existenzieller Bedeutung. Etwas, das die Konstitution des Menschlichen selbst betrifft.

Ohne „Heimat“, zum Beispiel, ist der Mensch – nicht ein Nichts, aber „ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerbricht“. So jedenfalls hat es Schiller in seinem „Tell“ gewußt und ausgedrückt. An dieser existenziellen Befindlichkeit haben - das hat sich, leider, häufig erst nach Irrwegen schmerzlich bewiesen - sog. „progressive“ Entwicklungen in Technik, Wissenschaft, Staat und Gesellschaft nichts zu verändern vermocht – trotz ihrer unbestritten positiven Auswirkungen für ein durch materiellen Wohlstand gesichertes menschenwürdigeres Leben. Der Mensch benötigt zu einem glücklichen Leben seine „Nestwärme“. Oft, viel zu oft, muß er ohne sie leben. Doch : daß er das m u ß – ist noch kein Beweis dafür, daß dieser Zustand seinem Grundbedürfnis angemessen ist. Da wird die zeitenüberdauernde Wahrheit des Bibel-Wortes deutlich : Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne – und nähme doch Schaden an seiner Seele.

Und so sehr man - im Interesse eines den gesamten Erdball umspannenden, die gesamte Menschheit umfassenden Friedens - wünschen müßte, daß alle B e s o n d e r h e i t e n

der menschlichen Gattung überwinden würden – und nicht weiterhin Ursache erbitterten Kampfes gegen andere Besonderheiten wären – und das immer in der ideologischen Überzeugung eigenen Rechts – so sehr man das auch wünschen mag, ist der erfolgreichere Weg dahin nicht die willkürliche Unterdrückung der Besonderheiten und deren willkürliche Vermischung zu einem sog. multikulturellen Zustand, sondern – ganz im Gegenteil – die volle Ausbildung aller Besonderheiten zu ihren jeweiligen Vollendungen.

Denn die erzwungene Vermischung der verschiedenen Besonderheiten – ohne freiwillige Überwindung ihrer Grenzen, ergibt keinen Zustand, der von befreiender Allgemeinheit durchlebt, durchpulst wäre, sondern einen Brei von in ihren Unerfülltheiten gärenden Besonderheiten, das was Hegel vom unglücklichen Bewußtsein sagte : „...so sehen wir nur eine auf sich und ihr kleines Tun beschränkte, und sich bebrütende, ebenso unglückliche als ärmliche Persönlichkeit.“ Jederzeit bereit, wieder auseinanderzufallen, sobald die Faust des äußeren Zwangs, in welcher Form auch immer, ihren Griff lockert.

Ein internationales Rechtssystem müßte sicherstellen – und Verstöße dagegen, mit Zustimmung aller, ahnden – daß jedes Individuum, jede ethnische, völkische Eigenwelt das unantastbare Recht hat, sich als solches zu vollenden.

Warum nicht die Basken zu einer baskischen Identität sich vollenden lassen ? Warum nicht die Katalanen, die Kurden u.a.m. – wenn sie es denn wollen. Wenn sie erkennen lassen, daß sie sich nicht lieber völlig in eine andere Volksgruppe, in ein anderes Volk integrieren wollen, unter wesentlicher Aufgabe ihrer eigenen Identität ? Solche Zustände wären möglicherweise auf dem Wege einer weitgehenden Autonomie innerhalb eines bestehenden Staates zu erreichen.

Das alles zielt Entwicklungszustände an, von denen her die in ihrem Selbstbewußtsein vollendeten Besonderheiten von innen her bereit wären, nun ganz frei den Blick auf eine Verbrüderung mit den vergleichsweise ebenso freien anderen Besonderheiten zu richten. Nachdem sie nämlich einen Stand ihres Selbstbewußtseins, ihres Mit-sich-selbst-im-reinenseins, ihrer Identität erreicht hätten, von dem aus das Bedürfnis nach einem weiteren Horizont sich wie von selbst, weil reif dazu, ergibt. Aber nun nicht mehr in der Weise früherer Zeiten der imperialistischen Ausdehnung, die nichts anderes war als die Folge eines irgendwie gearteten, kompensierten Schwäche-Erlebens, sondern nun eine Folge derjenigen Stärke ist, die, gerade weil sie an sich selbst genug hat, die Gesellschaft anderer, aber in der Entwicklung vergleichbarer anderer, sucht.

Die für diesen Aufsatz herangezogenen und zitierten Haupt-Texte zeigen auf, wohin es gehen soll : der „Nathan“ zur wahren Toleranz, d.h. zu einer Haltung, die – bei vollem Bewußtsein vom eigenen Werte seiner vollendeten Besonderheit – alle als umfassen von dem großen Allgemeinen empfindet, von Gott, dem Ursprung und der wahren Heimat von allem, was in dieser irdischen Welt, und zwar zerstreut und besonders, existiert.

Die Texte Eckharts – den umgekehrten Weg gehend, aber das gleiche aufzeigend – legen dar, wie der Mensch den Gott in sich suchen und fühlen sollte, um, ganz dem Allgemeinen ergeben, der Zerstreuung ins Besondere zu entgehen. Wie die Menschen aber dann, da das Ruhen im Allgemeinen bereits in dieser irdischen Welt nicht des Menschen Gebot ist, sich in die Welt der Besonderheiten einzulassen haben, aber nun so, daß sie durch alles Besondere immer das Allgemeine sehen, es schauen.

Das Ende der Lessing'schen Ring-Parabel im „Nathan“

Das Wesentliche für mein Thema „Das Problem des Allgemeinen und Besonderen“ wurde zitiert. Trotzdem, verständnishalber für den Zusammenhang, noch rasch das Ende der Parabel, d.h. der lehrhaften Erzählung bzw. der Veranschaulichung einer moralischen Wahrheit an einem Beispiel – wie Lessing sie hier seinen Nathan dem Sultan Saladin vortragen läßt.

Die drei streitenden Söhne ziehen vor einen Richter. Und dieser fällt in ihrem Streit das folgende Urteil : Da der tote Vater in der Sache nicht mehr befragt werden könne, bezieht er, der Richter, sich auf die Wunderkraft, die dem echten Ringe nachgesagt wird. D a s müsse entscheiden, sagt der Richter. Die falschen Ringe dürften demzufolge die Kraft, vor Gott und den Menschen angenehm zu machen, nicht haben. Also fragt der Richter die drei Söhne : Welchen von euch dreien lieben zwei von euch am meisten ? - Alle drei schweigen.

Daraus zieht der Richter den Schluß, daß ein jeder von ihnen nur sich selber am meisten liebe. D a m i t so sagt er, sei aber erwiesen, daß k e i n e r der drei Ringe der echte sein könne. D i e s e r muß verloren gegangen sein, der Vater habe deshalb die drei Imitate anfertigen lassen, um den Verlust des echten Ringes zu vertuschen und – weil er, alle drei Söhne gleichermaßen liebend und keinen von ihnen benachteiligen wollend, deshalb j e d e m von ihnen einen Ring hinterlassen wollte.

Das Schlußwort des Richters im Lessing'schen Original :

Richter :
„Wohlan !
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurteilen freien Liebe nach !
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen ! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf ! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindern – Kindeskindern äußern :
So lad ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weiser Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich; und sprechen. Geht ! – so sagte der
Bescheidene Richter.“

Ein bemerkenswerter Schluß der Ring-Parabel, der eigentlich alles, worauf dieser Aufsatz aufmerksam zu machen versuchte, bereits in sich enthält. Nicht Zauberkräfte können die Probleme dieser Welt, nämlich die Vermittlung des Besonderen mit dem Allgemeinen, heilen, sondern nur das unaufhörliche Bemühen aller Menschen, jedes Menschen selbst.

Jeder strebe mit dem anderen um die Wette – worum ? Nicht um den anderen zu besiegen, um sich über den oder die anderen als Sieger aufzuschwingen – sondern „um die Kraft des Steins i n s e i n e m R i n g a n d e n T a g z u l e g e n“. Die a n g e b l i c h e Kraft des Steins, wäre hinzuzufügen. Denn auf ihn und eine wie immer geartete Kraft in ihm kommt es gar nicht

an, sondern einzig auf seinen Träger, den jeweils einzelnen Menschen. Der Stein als Symbolon s e i n e s, des Ringes des je einzelnen. Im Ring, d.h. in der in sich selbst verlaufenden Linie – als Symbol der Vollendung. Also : ein j e d e r, jede Besonderheit, vollende sich in sich selbst, auf diese Weise dem Willen des Allgemeinen, Gottes, des Ursprungs alles Besonderen ergeben.

Allerdings in den Grenzen von „Sanftmut, Verträglichkeit, Wohltun und innigster Ergebenheit in Gott“ – um jeder Versuchung einer Libertinage vorzubeugen, die fordern könnte, sich auch in der sog. Veranlagung zum Bösewicht zu „vollenden“.

Wenn jeder Besitzer eines, nämlich s e i n e s Ringes sich so verhält, d a n n vermögen alle, vermag sich ein jeder in sich zu vollenden – und stößt damit zugleich an seine natürliche Grenze – und ist somit reif, seinen, des Besonderen Ursprung im Allgemeinen zu erkennen – und von dieser Erkenntnis aus alle anderen Besonderheiten als seine Brüder.

Die Überwindung des Besonderen wird somit nicht über seine Zurücksetzung ggf. gewaltsame Unterdrückung erreicht, sondern über seine Vollendung.

Die drohende Gefahr für das Besondere, Individuelle, geschichtlich Gewordene - von vielen noch zu wenig gesehen und erkannt - und damit für dessen existenznotwendige Identität. Ein mahnender Ausblick.

Am 9. März 2002 kam mir ein Aufsatz in die Hände, veröffentlicht in der Zeitschrift „c't. magazin für computer technik“, Heft 1 des Jahrgangs 2002. Der Titel : „Die digitale Wanderung. Digitalisierung fördert transnationale Lebensentwürfe“.

Eine interessant zu lesende, hymnische Laudatio, ja fast schon eine Eloge auf Migrationsbewegungen, auf die Auflösung der Nationalstaaten, auf sog. „hybride“ Kulturformen, ja – „hybride Identitäten“ etc. durch die moderne Kommunikationstechnik. Die nicht nur mit der Zeit der Entstehung der Industrie und dem Ende der Feudalzeit verglichen wird, sondern deren hymnische Darstellung auch, und zwar fatal, an die Marx'sche hymnische Eloge auf die Revolution der Technik in seinem „Kommunistischen Manifest“ erinnert. Und damit an die negativen Folgen, die man damals, im Zustand euphorischer Erwartung, noch übersah, wohl übersehen mußte.

Alles sehr schön, auf den ersten Blick fast unmittelbar überzeugend. Doch – z u unmittelbar, obwohl sicherlich einen beobachtbaren Trend realistisch wiedergebend.

Sicher - und das wohl zu Recht - wird der Autor jenes Aufsatzes empört zurückweisen, mit Marx, gar mit kommunistischem Denken verglichen zu werden. Und doch droht hier unterschwellig die gleiche Gefahr, nämlich der Glaube an die Machbarkeit einer paradiesischen Welt durch ein technisches System, angeblich f ü r den Menschen. In einer Welt, in der doch letztendlich der Mensch entmenschlicht wird.

Es steht außer Frage, daß Nationen nicht zur Fessel für die Entwicklung der Menschheit, also nicht für jeden einzelnen Menschen werden dürfen. Nicht nur in bezug auf die wirtschaftliche, sondern insbesondere in bezug auf die geistige Entwicklung. Nur : die Nationen gänzlich aufzulösen, das halte ich - im Sinne Lessings - für „schwärmerisch“ – und somit, von der anderen Seite her gesehen, für gefährlich.

Insbesondere halte ich für gefährlich, wenn der wirtschaftliche Gewinn dasjenige sein sollte, der Kern, gewissermaßen der „Gott“, um das sich menschliche Identität bilden können sollte. Aber es ist denn ja auch im zitierten Aufsatz, ganz ehrlich und folgerichtig, von einer „hybriden“ Identität die Rede.

Da halte ich es lieber mit der jahrtausendelangen und bewährten Überzeugung, daß der Kern aller irdischen Identitäts-Schichten, der „Zwiebelhäute“, der Glaube an Gott sein muß. Er allein, als der Schöpfer von allem, auch des Menschen, ist das Feste – alles andere, auch Wirtschaft, Technik und wirtschaftlicher Gewinn, es ist das geschichtlich Flüssige, das Hybride, ebenso wie letztendlich die Nation, auch die Globalität und alles, was derzeit darunter begriffen wird – und eben schon ganz und gar die wirtschaftliche Prosperität. Nach der Wahrheit des alten Bibel-Wortes : Was hülfte es euch, wenn ihr die ganze Welt gewönnet – und nähmet doch Schaden an eurer Seele.

Die Wenigeren, die - wie schon zu allen Zeiten - alles Geschichtliche für ihre Identität weniger benötigen, sie werden von ihrer Natur her die Geeignetsten sein, nationale Grenzen zu übersteigen, weil sie wesentlich im Kerne ihrer Identität leben. Wohingegen diejenigen, welche die Auflösung aller geschichtlichen Formen vordergründig, nur aus wirtschaftlichen Interessen betreiben, eines Tages als die betrogenen Betrüger dastehen werden.

Wer das Individuum daran hindert, sich zur Übereinstimmung mit sich selbst, also zur Identität auszureifen, der ist wie jemand, der den Embryo daran hindert, auf die Welt zu kommen und ein voller Mensch zu werden. In einem wie im andern Falle wird analog, intra- wie extra-uterin, verhindert, daß der Mensch sich zu sich selbst, zu seiner Identität zu entwickeln und zu bilden vermag.

Das Besondere wäre nicht, hätte Gott, der Schöpfer, es nicht gewollt. W e i l er es gewollt – und demzufolge geschaffen hat, ist es die Aufgabe nicht nur jedes Einzelnen, jedes Besonderen, sich in sich selbst zu vollenden, sondern die Aufgabe und Pflicht aller „Mächte“, das dem Einzelnen, Besonderen, Individuellen durch Schaffung angemessener Rahmenbedingungen zu ermöglichen. Das betrifft die Möglichkeiten für eine ungehinderte Schwangerschaft ebenso wie die Entwicklungsmöglichkeiten des Geborenen – o h n e jedes ihn um seiner selbst betrügende System, gleich welcher Art.

Alles, was diese Entwicklung zu stören, gar zu verhindern vermag, ist nicht nur eine Gefahr für die dem Besonderen qua Schöpfung gebotene Vollendung – sondern, vice versa, ein Aufstandsversuch der Hybris gegen das Allgemeine, welches das summum bonum ist.

L i t e r a t u r, die im Aufsatz zitiert wird und ihn direkt oder indirekt beeinflusst hat :

Bibel, Die : Die Apostelgeschichte des Lukas
Privilegierte Württembergische Bibelanstalt
Stuttgart 1907

Bördlein, Ingeborg
Immer mehr Jugendliche verletzen sich selbst
Ausdruck einer inneren Krise
In : Die Welt, 2.10.1997

Bracher, Karl Dietrich
Zeit der Ideologien
DVA 1984

Chamisso, Adelbert von
Peter Schlemihls wundersame Geschichte
Verlag Philipp Reclam jun.
Leipzig 1944

Cusanus, Nikolaus
De docta ignorantia
In : Kritische Gesamtausgabe
Hrsg. Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1932 ff.

Dionysius Areopagita
In : Weischedel
Der Gott der Philosophen
Sowie in : Sedlmayr
Die Entstehung der Kathedrale

Eckhart, Meister
Vom Wunder der Seele
Eine Auswahl aus den Traktaten und Predigten
Verlag Reclam
Stuttgart 1951

Eckhart, Meister
Predigten und Schriften
Ausgewählt und eingeleitet
Friedrich Heer
Fischer Bücherei
Frankfurt am Main und Hamburg 1956

Fouqué, Friedrich de la Motte
Undine
Bibliographisches Institut
Leipzig und Wien o.J.

Freyermuth, Gundolf S.
Die digitale Wanderung
Digitalisierung fördert transnationale Lebensentwürfe
In : c't, magazin für computer technik, Heft 1 / 2002

Goethe, Johann Wolfgang von
Faust
Der Tragödie erster Teil

Goethe, Johann Wolfgang von
Das Göttliche
Beide Titel in allen bekannten Gesamtausgaben seiner Werke

Grimm, Jakob
Kleinere Schriften Bd. 5
Georg Olms AG
Hildesheim 1991

Grimm, Jacob und Wilhelm
Deutsches Wörterbuch
DTV München 1984

Guardini, Romano
Welt und Person
Würzburg 1950

Guardini, Romano
Das Ende der Neuzeit
Würzburg 1950

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
Phänomenologie des Geistes
Verlag Felix Meiner
Hamburg 1952

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
Recht, Staat, Geschichte
Bd. 39 KTA
Hrsg. Friedrich Bülow

Humboldt, Wilhelm von
Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die
verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung
Bd. IV von W.v. Humboldts Gesammelte Schriften in 17 Bdn.
Hrsg. A. Leitzmann u.a.
Berlin 1903 - 35

Wilhelm von Humboldt
Auswahl und Einleitung Heinrich Weinstock
Fischer Bücherei
Frankfurt am Main und Hamburg 1957

Inafuku, Hideo
Über die Heimatliebe
Vortrag Trier 1999

Jaspers, Karl
Der Philosophische Glaube
Fischer Bücherei KG
Frankfurt am Main und Hamburg 1958

Jaspers, Karl
Vom Ursprung und Ziel der Geschichte
Fischer Bücherei KG
Frankfurt am Main und Hamburg 1955

Jaspers, Karl
Die geistige Situation der Zeit
Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin 1960

Kant, Immanuel
Kritik der reinen Vernunft
Siehe Schmidt, R.

Kleist, Heinrich von
Über das Marionettentheater
In : Kleist aus seinen Werken
Verlag Ferdinand Schöningh
Paderborn 1956

Leibniz, Gottfried Wilhelm
Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben ...
Verlag Philipp Reclam jun.
Stuttgart 1983

Lessing, Gotthold Ephraim
Nathan der Weise
Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen
In : Lessings Werke
Bibliothek deutscher Klassiker
Aufbau-Verlag
Berlin und Weimar 1964

Lessing, Gotthold Ephraim
Die Erziehung des Menschengeschlechts und andere Schriften
Verlag Philipp Reclam jun.
Stuttgart 1965

Lütz, Manfred
Der blockierte Riese
Droemerschel Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf.
München 2001
(Darin insbesondere Seiten 67f., 73f., 76f., 238ff.)

Luther, Martin
Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen
Testaments nach der deutschen Übersetzung
Privilegierte Württembergische Bibelanstalt, Stuttgart 1907

Münch, Ingo von
Angst vor Beifall von der falschen Seite, Alle reden politisch korrekt.
Die ganze Wahrheit bleibt auf der Strecke
Die Welt 14,2,1998

Novalis bzw. Friedrich von Hardenberg
Novalis' Werke
Hrsg. J. Dohmke
Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien o.J.

Sedlmayr, Hans
Die Entstehung der Kathedrale
Baukunst, Mystik, Symbolik
VMA-Verlag
Wiesbaden 2001

Schiller, Friedrich von
Wilhelm Tell
Schauspiel

Schiller, Friedrich von
An die Freude

Schmidt, R. (Hrsg.)
Die drei Kritiken (Immanuel Kants)
1956

Schröder, Richard
Im Zweifel Europa
In : Die Welt, 19.4.2002

Weischedel, Wilhelm
Der Gott der Philosophen
Wissenschaftliche Buchgesellschaft
Darmstadt 1983